

Es sind schon mehr als 10 Jahre vergangen, als das Buch erschien und immer wieder bekomme ich per e-Mail Anfragen, ob ich noch ein Exemplar vom **Kater Max und der Bremer Vulkan** hätte. Oft möchten die Fragesteller das Buch einem alten Vulkanesen zum Geburtstag schenken und immer wieder muß ich die Fragesteller enttäuschen. Das Buch ist vergriffen und eine Neuauflage lohnt sich nicht. So habe ich jetzt das Buch-Manuskript ins Internet gestellt, da dies noch preiswerter ist als die Druckdienstleister BoD (Book on demand) oder Printing on demand. Wer will, kann sich das Manuskript ausdrucken oder am Monitor lesen.

Leider ist die zweifarbige (schwarz und rot) Originalvorlage auf Seite 11 verlorengegangen und ich habe eine wesentlich schlechtere Kopie genommen. Diese ganzseitige Anzeige der Bremer Stadtwerke wurde seinerzeit in mehreren Bremen-Zeitschriften und -Zeitungen geschaltet.

Wer sich in der Bremer Politik auskannte, war von dem Buch begeistert oder auch nicht. Der SPD-Politiker und ehemalige Bremer Bürgermeister Klaus Wedemeier dürfte zu denen gehören, die nicht begeistert waren, ließ er sich doch vom Bauunternehmer Grothe, damals auch Eigentümer der Hotel-Immobilie Mariott, in seine Villa auf Mallorca einladen. (Seite 9) Im Keller dieser Immobilie hatte Katja Scheidtmann ihren Nachtclub und sie wohnte außerhalb von Bremen in einer Straße mit dem Namen, Auf dem Fuchsberg. Der Mediziner war der inzwischen verstorbene Franz Böhmert. Ehemaliger Vereinsarzt beim Fußball-Bundesligisten Werder Bremen. So waren damals auch die Werder-Spieler in der Sauna von Katja Scheidtmann zu Gast.

Wer mit der Grobian aus dem Schnoor (Seite 23) gemeint ist, weiß jeder in Bremen.

Der Gasthof aus Kaiser Friedrichs Zeiten (Seite 25) ist der Gasthof **Zum Kaiser Friedrich** und der Aktiensparclub ist eine Berliner Aktionärsvereinigung, gegründet von dem Berliner Bauunternehmer und Kunsthändler Reinhard O., der, um sein Vermögen zu mehren, 60.000 Aktien des Bremer Vulkan kaufte. Damit war er einer der größten Kleinaktionäre der Werft. Bei einem Höchstkurs von 160 Mark, war sein Engagement zeitweilig 10 Millionen Mark wert.

Seite 26, der Tischnachbar von Grobecker, der behauptet Pazifist zu sein, ist Claus D. und der lange Politiker im Sépare ist Scherf. Der Kollege im Nadelstreifenanzug ist Wedemeier. Der Werder-Manager W. Lemke hat der Heilsarmee 10.000 Mark gespendet. Bernd Neumann, damals noch CDU-Staatssekretär im Wissenschaftsministerium, gab jedes Mal 50 Pfennig. Der damalige Innensenator van Nispen hat die Einsätze der Heilsarmee auf der Sielwallkreuzung als Werbeveranstaltungen titulierte.

Ulrich Nölle, CDU, (Seite 19, 28, 29 und 51) Bremens früherer Sparkassendirektor, Bürgermeister und Finanzsenator, hat sich 2005 auf der Flucht vor seinen Gläubigern nach Frankreich abgesetzt, da ein Haftbefehl des Amtsgerichts Dresden gegen ihn vorlag. In Dresden hatte Nölle mit 1.600 Plattenbau-Wohnungen gedealt und das hatte seinen Schuldenstand um einige Millionen Euro weiter in die Höhe getrieben. Auch Nölle hatte, wie Hennemann, Visionen. Den Bremerhavenern versprach er mit der Fabrikation des „billigsten Autos der Welt“ 3.500 Arbeitsplätze. Den leer stehenden Spacepark auf dem Gelände der ehemaligen Werft AG „Weser“ wollte er mit „Mobilen Welten“ füllen. Durch diese Luftinvestitionen ruinierte er sich finanziell nicht nur selbst, sondern auch Geschäftspartner, die dem honorigen Banker und Ex-Senator vertrauten. 1999 gingen in Ottersberg durch den Konkurs der Baufirma Seeger 120 Arbeitsplätze verloren. Hier hatte Nölle über die Firma „Nordgrund“ agiert, an der nicht nur Nölles Gattin, sondern auch sein CDU-Parteifreund und früherer Senatskollege Ralf Bortscheller mit Gattin beteiligt war. Der langjährige CDU-Innensenator Ralf Bortscheller hatte zuvor von sich Reden gemacht, da er beim Bankhaus Neelmeyer einen gefälschten Scheck über 500.000 englische Pfund einreichte. Er ließ sich 700.000 Euro auszahlen, die er gegen Quittung seinem untergetauchten Mandanten übergab.

Ein Schaden bis zu 6 Millionen Mark (Seite 28) soll bei der Hans-Wendt-Stiftung entstanden sein, da der damalige Sozialsenator Henning Scherf und sein Staatsrat Hans-Christoph Hoppensack die Aufsicht offenbar ungenügend ausgeübt hatten. Die beiden hochrangigen Politiker hatten den Verein, der sich um benachteiligte Jugendliche kümmern soll, aus dem Staatshaushalt bedient. Die Millionen waren dann, infolge laxer Kontrollen, durch Unterschlagung und wegen Schludrigkeit des geschäftsführenden Personals abhanden gekommen.

Da gab es die „Schwarzgeldklinik“ (Seite 40) und Scherf versetzte den damals 43 Jahre alten unfähigen Klinik-Chef (Leitender Regierungsdirektor) Aribert Galla ohne ein amtsärztliches Gutachten aus "gesundheitlichen Gründen" in den vorzeitigen Ruhestand. Ein Arztbefund hatte Scherf genügt: "Hypertension Stadium II nach WHO bei alimentärer Adipositas" - zu deutsch: Bluthochdruck und Fettsucht.

Ein ähnlicher Klinik-Skandal, bei dem ein Schaden von 7 Millionen Euro entstand, wiederholte sich, als unter 40 Kandidaten der wegen Steuerhinterziehung verurteilte Andreas Lindner den Posten des Geschäftsführers im Klinikum Ost erhielt. Dabei haben staatliche Stellen und Aufsichtsräte versagt und Kontrollfunktionen nicht wahrgenommen. Im Juli 2006 wurde der Geschäftsführer schließlich entlassen.

Dies alles und noch viel mehr an Peinlichkeiten - es klingt genauso haarsträubend wie der Konkurs der Vulkan-Werft - ist vor und nach dem Erscheinen meines Buches in der Bremer Politik geschehen.

Ein kleiner Trost für den Leser, in anderen Bundesländern, ja auf der ganzen Welt, geht es ähnlich korrupt und raffgierig zu, auch in Wolfsburg (VW-Skandal).

Die meisten Menschen sind so und Politiker sind auch nur Menschen.

Wolfsburg, im Nov. 2009  
Heinz Kornemann

Wie sagte schon Arthur Schopenhauer:

*Das Geld gleicht dem Seewasser.  
Je mehr davon getrunken wird, desto durstiger wird man.*

Heinz Kornemann  
**Kater Max und der Bremer Vulkan**  
**Eine Werft-Katze erzählt**

2. Auflage  
Alle Rechte vorbehalten  
ISBN 3-89407-213-X

Hamburg, 1998

## Vorwort

### Hennemann auf der Anklagebank

Bereits im Juni 1996 wurde Friedrich Hennemann wegen Flucht- und Verdunklungsgefahr verhaftet. Sechs Wochen später war er gegen Zahlung einer Kaution in Höhe von 6 Millionen Mark wieder auf freiem Fuß. Wie er diese Kaution aufbringen konnte, ist vielen bis heute ein Rätsel. Anfang April 1998 sollte das Verfahren gegen Hennemann schon eröffnet werden, doch erst Ende August 1998 hatte die Staatsanwaltschaft der Hansestadt Bremen Anklage wegen Untreue gegen sieben ehemalige Topmanager des Bremer Vulkan erhoben. Mit dem Prozeßbeginn wird frühestens Anfang nächsten Jahres gerechnet. Damit wird in Bremen einer der größten Wirtschaftsprozesse in der deutschen Nachkriegszeit über die Bühne gehen. Der Schaden beträgt 854 Millionen Mark. Nach Ansicht der Staatsanwaltschaft sollen die Beschuldigten gegen die Vermögensbetreuungspflicht verstoßen haben. Es ist zu klären, wohin, diese 854 Millionen Mark Steuergelder, die zum Erhalt der Werften und Arbeitsplätze im Osten gedacht waren, versickert“ sind. Vulkan-Manager Hennemann hatte in seiner Gutsherren-Art“ jeden Bezug zur Realität verloren. Er kaufte an Firmen, was er kriegen konnte, dazu gehörten Werften, verlustreiche Maschinenbau-, Handels- und EDV-Unternehmen. Außerdem gründete er eine PR-Agentur, die der Öffentlichkeit ein schönes, heiles Bild des Vulkan-Konzerns präsentierte. Hennemann konnte schalten und walten wie er wollte, er hatte den Bremer Senat und besonders den damaligen Bürgermeister Klaus Wedemeier hinter sich. Dazu einen Aufsichtsrat, der lange und tief schlief und erst im September 1995 wach wurde. Doch da war es zu spät.

So traurig das Thema des Unterganges dieser traditionsreichen Werft ist, so amüsant liest sich das Buch aus der Sicht des sogenannten Kleinen Mannes. Der Autor, Heinz Kornemann, läßt über eine Katze auf recht humorvolle Weise die politischen Verfilzungen, die zum Konkurs Bremer Vulkan beigetragen haben, Revue passieren.

Kater Max, auf dem Gelände der Vulkan Werft in Bremen-Vegesack geboren, aufgewachsen in Bremen-Walle im Hause des Werftarbeiters Jan Meyerdirks, berichtet über seine Erlebnisse und Eindrücke, die er mit dem Untergang dieser traditionsreichen Werft machte.

Seite 3, Vorwort

Seite 4, 1. Mai 1993, Kater Max wird geboren und findet sein Zuhause in Bremen-Walle

Seite 23, Kater Max streunt für einen Tag und eine Nacht durch den Schnoor

Seite 28 Kater Max ist wieder zu Hause in Bremen-Walle

Seite 29 Februar 1996

Seite 37 Sommer 1996

Seite 43 Herbst und Winter 1996

Seite 52 Frühjahr 1997

## 1.

### 2. Mai 1993, Kater Max wird geboren und findet sein Zuhause in Bremen-Walle

In der Ausbildungswerkstatt vom Bremer Vulkan bin ich mit zwei meiner Geschwister in einem Versteck am 1. Mai 1993 zur Welt gekommen. Es war ein Samstag, und da es ein Feiertag war, der Tag der Arbeit, wurde auf der Werft nicht gearbeitet. Kein lautes Klopfen und Hämmern, kein Zischen von Schweißgeräten. Ruhe herrschte auf der Werft, die Arbeiter demonstrierten mit Fahnen und Transparenten auf den Maikundgebungen. Die ersten Tage nach der Geburt waren wir drei, wie alle meiner Gattung, blind. Es dauerte einige Tage, ehe ich die Augen öffnete und meine Umwelt wahrnahm.

Pia, unsere Mutter, erzählte mir später, als ich größer wurde, daß es unter den Menschen (Homo sapiens) Typen gibt, die sich Politiker nennen. Für die gibt es drei verschiedene lateinische Namen, die für viele Politiker zutreffen, behauptete sie. Homo monetus, Homo rafftikus und Homo lügitus. Die Politiker sagen ihren Mitmenschen, was richtig ist und was sie zu machen haben, da sie sich einbilden, bei allem zu wissen, wie es richtig ist. „Die Politiker bleiben meistens ihr Leben lang blind und nehmen ihre Umwelt nicht mehr wahr“, sagte Pia. „Sie haben geschworen, zum Wohle des Volkes zu arbeiten und denken oft nur an ihr eigenes Wohl.“ Aber wie das gemeint war, das habe ich erst später begriffen, als ich in der Familie von Jan Meyerdirks in Bremen-Walle mein endgültiges Zuhause fand.

Meine Gattung (Felis silvestris, forma domestica), die Hauskatze, kommt auch in einem Märchen vor, das als Symbol für die erfolgreiche Solidarität von Schwachen und Benachteiligten gilt. "Die Bremer Stadtmusikanten" der Brüder Grimm. Die Geschichte, die ich berichte, ist kein Märchen, sondern bittere Wahrheit. Der Werftarbeiter Jan Meyerdirks der zu den Schwachen und Benachteiligten in unserer heutigen Zeit gehört und in dessen Haus ich wohne, ist 1996 solidarisch mit Tausenden seiner Kollegen auf die Bremer Straßen gegangen. Sie haben wenig erfolgreich gegen die soziale Ungerechtigkeit demonstriert. Zum zweiten Mal in seinem Arbeitsleben zog Jan Meyerdirks für seinen Arbeitsplatz demonstrierend durch die Bremer Straßen. Das erste Mal war es 1983, da lebte ich noch nicht, und Jan Meyerdirks kämpfte mit seinen Kollegen vergeblich um die Arbeitsplätze auf der größten und modernsten Werft Europas, der AG „Weser“, die, wie auch viele andere Firmen, nachdem sie mit vielen Millionen von Mark auf den technisch neuesten Stand gebracht war, nach 140 Jahren ihres Bestehens geschlossen wurde. 140 Jahre lang wurden auf der AG „Weser“ Schiffe gebaut, dann wurde ein Schlußstrich gezogen. Die Werftarbeiter und auch die Bevölkerung Bremens konnten es nicht fassen.

„Wer kämpft, kann verlieren, wer nicht kämpft, hat schon verloren“, lautete damals der Wahlspruch der Werftarbeiter, und sie hatten verloren. Jetzt, 1996/97 waren sie wieder die Verlierer und fühlten sich von den Politikern abermals auf den Arm genommen. Darüber will ich, der Kater Max, berichten. Ungefähr zwei Wochen nach unserer Geburt wurden wir von den Azubis entdeckt, weil wir beim Spielen solch einen Krach machten. Die Freude der jungen Leute über uns drei kleine Katzenkinder mit der wachsamem Mutter war groß. Sie zimmerten uns eine Holzkiste als Wohn- und Schlafstube zurecht und legten sie mit Putzlappen aus. Nun hatten wir ein komfortables Heim und bedauerten., daß wir nicht schon früher von den Azubis entdeckt worden waren.

Es war so bequem geworden: Pia, unsere Mutter, brauchte nicht mehr auf Nahrungssuche zu gehen, sie bekam allerlei Leckereien von den Azubis und den Werftarbeitern zugesteckt. So konnte sie sich ganz unserer Pflege und Erziehung widmen, und wir waren dankbar für die Wärme und Geborgenheit, die sie uns gab. Zufrieden schnurrten und quietschten wir drei Katzenkinder vor uns hin und wurden von unserer Mutter ständig mit köstlicher, warmer Milch versorgt. Unsere Mutter hat sich sehr für uns aufgeopfert. Gern schmiegt uns an sie, genossen die Wärme ihres Fells und die Zärtlichkeit, mit der sie uns leckte und uns damit Sauberkeit lehrte. Diese Geborgenheit blieb uns dreien auch 6 Wochen nach unserer Geburt erhalten, als wir von unserer Mutter getrennt wurden und alle in gute Hände kamen. Mir hatte man den Namen Max gegeben; ich war Max, der getigerte Kater. Meine beiden Schwestern erhielten die Namen Babsy und Gaby. Die Trennung ging nach 6 Wochen ganz unproblematisch vor sich. Die Frühschicht hatte Feierabend und ich hörte die Stimme eines Azubis, der rief:

„Jan, du wolltest doch auch eine aus dem Wurf unserer Werft-Katze haben! Der Max ist noch zu vergeben. Ich habe gehört, daß sie eure Katze letzte Woche plattgefahren haben.“

„Ja, hörte ich die Stimme des Angesprochenen, „die hat letzte Woche zu langsam die Straße überquert, da hat sie so ein dösiger Autofahrer auf der Waller Heerstraße überfahren. Meine Frieda ist ganz traurig; keine Katze mehr im Haus, nur noch den alten Bello.“

„Nimm Max mit, der ist bei dir in guten Händen“, hörte ich die Stimme. „Gaby und Babsy kommen heute auch noch weg.“

„Nun ist es also soweit, wir werden getrennt“, ging es mir durch den Kopf, und ich mußte an ein Gespräch denken, das wir drei vor ein paar Tagen mit unserer Mutter Pia geführt hatten.

„Warum hat Vater dich verlassen?“ hatten wir sie gefragt.

Sie hatte geseufzt. „Der Peter, wie die Männer so sind, als ich ihm sagte, daß Nachwuchs kommt, da hat er sich aus dem Staub gemacht. Er wolle noch etwas von der Welt sehen, hat er gesagt, ist die Gangway an dem großen Containerschiff hochgeklettert, das gerade fertiggestellt war, und noch in der Nacht ist das Schiff mit unserem Peter die Weser hinuntergefahren, in die weite Welt. Peter war der Meinung, in Deutschland ist kein Blumentopf mehr zu gewinnen und in Bremen schon gar nicht. Am liebsten wäre er trotz alledem auf einem Schiff unter deutscher Flagge und mit deutschen Seeleuten gefahren, aber solche Schiffe gibt es nicht mehr. Wenn ihn man bloß nicht der Smutje in die Pfanne gehauen hat, das hat er nicht verdient, der Peter.“ Sie schluchzte, und wir drei schmiegt uns tröstend an unsere Mutter.

„Eine Katze an Bord, die die Mäuse jagt, ist den Seeleuten immer willkommen“, tröstete ich meine Mutter, und meine beiden Schwestern nickten zustimmend.

„Du bist ja ein ganz Schlauer.“ Lächelnd sah mich meine Mutter an. Sie wollte noch etwas sagen, aber verstummte ganz plötzlich. Vor unserer Katzenwohnung stand ein kräftiger Mann und schaute zu uns hinunter. Wir schmiegt uns ganz eng an unsere Mutter. „Das ist Jan“, sagte Pia leise zu mir. „Wie wir eben gehört haben, sollst du bei dem ein neues Zuhause bekommen. Deinen Vorgänger hat ein Auto totgefahren. Wenn du nachts durch die Straßen streifst, dann nimm dich vor den Autos in acht, die sind rücksichtslos.“

Dies war der letzte Rat, den mir meine Mutter noch mit auf den Weg gab, Der Werftarbeiter Jan Meyerdirks hatte sich, umringt von seinen neugierig guckenden Kollegen, zu uns heruntergebeugt. Pia stupste mich zum Abschied noch einmal mit ihrem Kopf an, Gaby und Babsy miauten kläglich, da hatte mich die Faust des Werftarbeiters schon im Nacken gepackt.

„So“, sagte er ruhig auf mich einsprechend, „heute ist Umzug, du bekommst bei mir ein neues Zuhause, Frieda und Bello erwarten dich schon.“

Er schob mich in einen Korb, der durch eine Gittertür verschlossen wurde. Miauend warf ich durch das Gitter einen letzten Blick auf Pia, Gaby und Babsy. Die schauten zu mir herauf und erwiderten mein Miauen. Den schwankenden Katzenkorb in der einen Hand haltend, seine Arbeitstasche mit der leeren Thermoskanne in der anderen Hand, schritt Jan Meyerdirks mit mir ins Freie. Vorbei ging es an großen Kränen, rostigen Schiffsrümpfen, von denen die Funken der Schweißarbeiten heruntersprühten. Neugierig lugte ich durch die Gittertür und nahm dies alles wahr, dabei versuchte ich die Tür zu öffnen, aber es ging nicht. Wir näherten uns dem Werfttor. Immer mehr Arbeiter reihten sich zu uns auf der Werftstraße ein und strömten dem Tor zu. Die Frühschicht hatte Feierabend. Einige Werftarbeiter neckten mich und klopfen mit ihren Fäusten an meinen Korb. Jan raunte sie mürrisch an, sie sollten mich gefälligst in Ruhe lassen. Da zogen sie sich wieder zurück. Immer wieder versuchte ich, die Tür zu öffnen, doch alle Mühe war vergeblich.

„Du bleibst da schön drin!“ tadelte Jan Meyerdirks meine Ausbruchversuche.

Inzwischen hatten wir das Werftgelände verlassen, und Jan Meyerdirks hatte sich vor dem Werfttor zu einer großen Menschenmenge gesellt, die im Schutzhäuschen einer Bushaltestelle warteten. Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, stand ein großes Haus mit der Aufschrift: Arbeitsamt. Niemand der hier an der Bushaltestelle wartenden Werftarbeiter konnte ahnen, daß er vier Jahre später auf den Gängen dieses Hauses warten würde. Warten ohne Hoffnung und Perspektive auf eine neue Arbeitsstelle. Aber damals, im Juni 1993, ich war gerade sechs Wochen alt, waren alle froher Dinge. Mit dem Bremer Vulkan ging es aufwärts, die Werft expandierte, sie wuchs und wuchs. Es kam Bewegung in die Menschen an der Bushaltestelle, ein Bus war vorgefahren, und alles drängte in den Bus. Dabei wurde ich in meinem Korb ganz schön durchgeschüttelt, denn Jan Meyerdirks ging beim Ergattern eines Sitzplatzes nicht zimperlich vor. Einige Minuten lang wurde ich in meinem Korb,

bedingt durch die Fahrweise des Busfahrers auf holpriger Straße, weiter kräftig durchgeschüttelt, dann packte Jan Meyerdirks meinen Korb und trug mich aus dem Bus. Endstation, wir standen auf einem riesigen zugepflasterten Platz, und vor uns lag ein alter roter Klinkerbau. Das war der Vegesacker Bahnhof. Alles strömte zu dem Bahnhofsgebäude. Jan Meyerdirks reihte sich in die eilig dahinhastenden Menschen ein.

„Miau“, gab ich kläglich von mir, diese Reise gefiel mir gar nicht.

„Bleib ganz ruhig“, antwortete Jan Meyerdirks auf mein Miau, „bald bist du in deinem neuen Zuhause, und dort wird es dir gutgehen.“

Er ging, meinen Korb leicht schwenkend, einen langen Bahnsteig entlang und musterte die Eisenbahnwaggons. Jetzt hatte er einen Wagen mit einem Nichtraucherschild entdeckt. Da ging er mit mir rein, schließlich sollte ich gute Luft zum Atmen haben. Jan setzte sich an einen Fensterplatz, den Korb hatte er auf seinen Knien abgestellt. So konnte ich aus dem Zugfenster in die Landschaft blicken. Aufmerksam musterte ich durch meine vergitterte Tür den Vegesacker Bahnhof; nichts Besonderes. Draußen winkte ein Mann mit einer roten Mütze auf dem Kopf. Daraufhin fuhr der Zug an, und der Mann sprang noch schnell in den abfahrenden Zug. Jetzt kam er zu uns ins Abteil und wollte von Jan den Fahrschein sehen. Zum Glück hatte Jan Meyerdirks solch einen Zettel dabei, sonst hätten wir wohl wieder aussteigen müssen. An vielen Bahnhöfen legte der Zug einen Stop ein. Menschen stiegen aus, andere wieder ein, und einige hatten auch ein Fahrrad dabei. Park-, Stadt- und Wiesenlandschaften glitten am Fenster vorbei. Wieder hielt der Zug an einem Bahnhof.

„Oslebshausen“, rief der Schaffner.

Erneut das gleiche Bild von ein- und aussteigenden Menschen. Mit lautem Rums knallten die Türen zu, und weiter ging die Fahrt. Große kathedralenartige Backsteingebäude, umgeben von einer hohen Ziegelmauer mit Wachtürmen waren zu sehen.

„Das ist der Knast“, klärte Jan mich auf, als er meinen erstaunten Gesichtsausdruck sah. „Die, die da eigentlich auch hineingehörten, laufen mit einem weißen Kragen draußen rum.“

Aber wie das gemeint war, das habe ich erst ein paar Jahre später begriffen.

Nochmals hielt der Zug.

„Walle“, hörte ich die Stimme des Schaffners auf dem Bahnsteig rufen.

„So, nun müssen wir aber raus“, sagte Jan, packte meinen Korb, und wir standen auf dem Bahnsteig eines unwahrscheinlich schmutzigen, heruntergekommenen Bahnhofs. Hätte ich, der stets auf Reinlichkeit bedacht war, etwas zu sagen gehabt, diesen total verdreckten Bahnhof hätte ich aber auf Vordermann gebracht. Soviel Schmutz, das war eine Zumutung, was da von der Bahn den Fahrgästen zugemutet wurde. Über total verschmutzte Treppen ging es runter auf die lärmende Straße. Jan hatte bemerkt, wie unwohl ich mich beim Anblick dieses schmutzigen Bahnhofs fühlte.

„Noch drei Minuten“, tröstete er mich, „dann sind wir zu Hause.“

Er hatte nicht zuviel versprochen. Wir überquerten eine große Straße, auf der bimmelnd eine Straßenbahn auf sich aufmerksam machte, und bogen dann in eine schmale Straße ein. Zwei weißgestrichene Eisenpfähle blockierten in dieser Straße die Zufahrt für Autos. Es war eine Straße mit kleinen Häuschen und Blumengärten. Hier gab es keine lärmenden und giftige Abgase ausspuckenden Autos. Die Straße war nur für Fußgänger und Radfahrer da. Das gefiel mir. Jan hatte Geschmack. Vor einem der hübschen Vorgärten mit den vielen bunten Blumen blieb er stehen.

„Da sind wir“, sagte er.

Ich schaute mir das kleine Haus an. Auf der Fensterbank in einem großen Fenster lag ein kleiner Hund mit einem zotteligen Fell in verschiedenen Farben. Der Hund hatte uns jetzt auch gesehen und sprang bellend zurück ins Wohnzimmer. Daraufhin wurde die Haustür von einer Frau geöffnet, die uns freundlich anblickte. Der Hund, eine undefinierbare Mischung aus Mops, Dackel und anderen Hunderassen, kam bellend zwischen den Beinen der Frau auf die Straße gelaufen.

„Bello, halt die Klappe“, schnauzte ihn Jan in einem rauhen, aber herzlichen Ton an, und Bello verstummte.

Er sprang an Jan hoch und versuchte den Korb, in dem ich saß, zu erreichen. Ich machte einen krummen Buckel und fauchte ihn an. Doch Bello wedelte freudig mit seinem kurzen Schwanz und blickte mich freundlich an. Da entspannte ich mich wieder und blickte durch die Gittertür gelassen zu ihm herab.

„Frieda, darf ich bekanntmachen, das ist Max, ein echter Vulkanese“, scherzte Jan. Er beugte sich zu meinem Korb und sagte: „Max, das ist Frieda, meine Frau, und der Strolch dort unten, das ist Bello.“

„Wau“, sagte Bello kurz zur Begrüßung, und ich erwiderte „Miau“.

„Och, ist der niedlich“, hörte ich Friedas Stimme.

Sie war auf die Straße gekommen und hatte Jan den Korb aus der Hand genommen. Voller Interesse sah sie mir durch die Gittertür ins Gesicht; ich erwiderte ihren Blick, wir waren uns auf Anhieb sympathisch.

„Nun kommt mal schnell rein“, sagte sie. „Der Kaffeetisch ist gedeckt, und für euch beide gibt es auch was.“ Damit waren Bello und ich gemeint.

„Dein Vorgänger hat mit Bello aus einem Napf gefressen und aus einer Schüssel Wasser gesoffen, dann wirst du das wohl auch tun“, sagte Jan und füllte in der Küche einen großen Napf mit Futter.

Warum nicht, mir war das egal, die Hauptsache war doch, daß es genug zu fressen gab. So stand ich mit Bello gemeinsam Seite an Seite vor dem Freßnapf, und wir leerten ihn schmatzend. Anschließend zeigte mir Bello das Haus. Auf der Rückseite zum Gemüsegarten befand sich in der Kellertür eine Katzentür, die sich leicht mit dem Kopf aufstoßen ließ. Das war praktisch, so konnte ich auch nachts jederzeit das Haus verlassen. Nur Bello, der paßte da nicht durch, der konnte nicht stets das Haus verlassen. Auf dem weiteren Rundgang erzählte mir Bello, daß Jan und Frieda noch zwei erwachsene Kinder hätten, und die hätten auch schon wieder Kinder. Hin und wieder kamen alle zu Besuch, aber das fand Bello gar nicht schön, weil dann solch ein großer Trubel herrschte, und er wollte seine Ruhe haben. Wir gingen wieder ins Wohnzimmer. Hier saßen Jan und Frieda am Tisch, tranken genüßlich Kaffee und ließen sich dazu Kuchen schmecken. Mit einem Sprung setzte ich auf die Fensterbank. Von hier aus konnte man wunderbar die Straße einsehen.

„Siehste“, sagte Jan „Max hat sich schon eingelebt, der weiß, wo der schönste Platz ist.“

Bello winselte, er wollte auch auf die Fensterbank, konnte aber nicht so elegant wie ich springen.

Jan stellte seine Kaffeetasse ab. „Ja, du sollst da auch rauf“, sagte er und hob ihn auf die Fensterbank.

Zufrieden lag Bello an meiner Seite, und wir blickten gemeinsam die Straße.

Das war der erste Tag in meinem neuen Zuhause, und in der ersten, der kommenden Nacht streunte ich nicht durch die Straßen meiner neuen Heimat. Ich war viel zu müde und schlief die ganze Nacht auf der wärmenden Decke an Bellos Seite auf dem Fensterplatz durch. Am Morgen hob Frieda Bello von seinem Platz und ging mit ihm auf die Straße. Gassi gehen nannten sie das. Davon blieb ich verschont, hatte ich doch mein Katzenklo. Jan kam aus der Küche und deckte im Wohnzimmer den Frühstückstisch. Er hatte Spätschicht und somit ausgiebig Zeit zum Frühstück. Wenn Frieda mit Bello zurückkam, sollte der Tisch gedeckt sein. Da kamen sie auch schon von ihrem morgendlichen Ausflug retour. Bello grenzte nochmals sein Revier ab, indem er sein Bein an der Gartenpforte hob, und dann ging es wieder rein in die gemütlich warme Stube. Jan und Frieda frühstückten, und wir beide leerten wieder gemeinsam unseren Freßnapf. Anschließend wieder mein eleganter Sprung auf die Fensterbank, den ich trotz meines Alters von erst sechs Wochen schaffte. Bello stand winselnd unten und wollte auch rauf an meine Seite. Jan erbarmte sich und legte ihn zu mir. Wieder blickten wir gemeinsam die Straße auf und ab. Ein Mann mit Schirmmütze, schwarzer Lederjacke und blauen Jeans kam auf unser Haus zu.

„Das ist Egon, der Taxifahrer“, klärte mich Bello auf. „Ein Freund und früherer Kollege von Jan. Die haben gemeinsam auf der AG „Weser“ gearbeitet. Als die Werft geschlossen wurde, hat er in seinem Beruf keinen Job gefunden, da ist er Taxifahrer geworden. Er verdient in diesem Beruf nicht viel Geld, aber dafür hat er seine Freiheit, sagt er. ‚Lieber eine Mark weniger und seine Ruhe haben‘, ist seine Devise. Kein Meister, der ihm sagt, was er zu machen hat. Er ist immer draußen, kommt überall rum und hört und sieht, was los ist. Du wirst es gleich merken, wenn er reinkommt.“

Jan hatte Bellos Gesprächigkeit bemerkt und war ans Fenster getreten, um zu sehen, was sich auf der Straße tat. Nun hatte auch er Egon erblickt, der auf unser Haus zukam.

Er öffnete das Fenster und rief: „Egon, alter Kumpel, komm rein, der Kaffee ist fertig!“

„Ich komme schon“, war die freudige Antwort, „hatte gerade eine Tour hierher gehabt. Da denk‘ ich, guck mal auf einen Sprung bei Jan vorbei, der muß doch diese Woche Spätschicht haben.“

Schon stand Egon in der guten Stube, und Jan sagte zu ihm nach der Begrüßung: „Wir haben eine neue Katze.“

„Habe ich schon eben von draußen im Fenster gesehen“, antwortete Egon.

Er trat an die Fensterbank und streichelte mich. Zufrieden schnurrte ich.

„Ein prächtiges Tier“, sagte er.

„Eine richtige Werft-Katze, auf dem Bremer Vulkan geboren, das bürgt für Qualität. So wie wir gute Schiffe bauen, kommen auch gute, wohlherzogene Katzen vom Gelände der Vulkan-Werft.“

Alle drei, Egon, Frieda und Jan lachten gemeinsam über diese Bemerkung.

„Ja, ja“, sinnierte Egon, „gute Schiffe haben wir auf der AG „Weser“ auch einmal gebaut, und damals war der Bremer Vulkan im Vergleich zur modernen Technik der AG „Weser“ eine Dorfschmiede.“ Bello sagte zu mir: „Jetzt spitz die Ohren, gleich kommen sie auf die Politik zu sprechen. Das ist immer hochinteressant, wie die beiden über die Politiker herziehen.“

Ich spitzte die Ohren, das wollte ich wissen.

Doch Bello irrte sich. Sie kamen auf die AG „Weser“, ihren früheren Arbeitgeber zu sprechen.

„10 Jahre ist es jetzt her“, sagte Egon, „da wurde Use Akschen (volkstümlicher Ausdruck für AG „Weser“ dichtgemacht. Weißt du noch, wie wir die Werft besetzt haben? Mit Sack und Pack sind wir auf das Werftgelände gezogen, und unsere Frauen haben uns Essen gebracht.“

„Tja“, stimmte Jan ein, „und Frieda hat uns immer ihren selbstgebackenen Kuchen ans Werkstor gebracht. Weißt du das noch, Frieda?“

„Natürlich weiß ich das noch, Jan. Sowas vergisst man nie.“

„Nee“, sagte Jan, so etwas vergisst man auch nicht. Außer unsere Politiker, die haben morgen schon vergessen, was sie heute noch gesagt haben.“

„Auf unseren damaligen Bürgermeister Koschnick bin ich heute noch sauer“, fuhr Egon in seinen Erinnerungen fort. „Der hat immer gesagt, dass er der AG „Weser“ helfen will, doch in Wirklichkeit wollte er, aus welchen Gründen auch immer, nur den Bremer Vulkan retten.“

Jan unterbrach ihn: „Ich habe das Bild noch deutlich vor meinen Augen, wie ihm unser Betriebsratsvorsitzender, Hans Ziegenfuß, sein Parteibuch zurückgegeben hat. Da hat der Koschnick doch ganz betroffen geguckt.“

„Das ist eben unser Fehler, Jan“, sagte Egon, „dass wir kein Parteibuch haben, sonst hätten wir auch schon einen gut bezahlten Job. Ein Parteibuch geht vor Qualifikation.“

„Nee, nee“, meinte Jan, „lieber ohne Parteibuch, da brauch´ ich mich vor niemandem zu schämen.“

Frieda lachte laut auf. „Ha, ha, glaubst du vielleicht, dass die sich schämen?“

„Wenn die sich in ihrer Haut wohlfühlen, laß sie doch. Ich fühle mich in meiner ehrlichen Haut wohl und brauche kein schlechtes Gewissen zu haben“, entgegnete Jan.

„Ein schlechtes Gewissen haben die Brüder auch nicht“, erwiderte Egon, und Frieda nickte zustimmend.

Egon nahm einen großen Schluck aus seinem Kaffeepott und sagte: „Jedenfalls bin ich damals, bei der Schließung der AG „Weser“ zu der Erkenntnis gelangt: Traue keinem Unternehmer - und Politikern erst recht nicht.“

Nachdenklich schwiegen alle drei, und Jan brach das Schweigen mit der grimmig hervorgebrachten bissigen Bemerkung: „Diese Saubande!“

„Ja“, sagte Egon, „alle Politiker haben sich damals auf der AG „Weser“ die Klinke in die Hand gegeben. Auch Willy Brandt, der Vorsitzende der SPD, hat uns alles Gute gewünscht. Ich glaube, wir haben mehr Eindruck auf ihn gemacht als er auf uns.“

„Und dann“, sagte Jan, „haben sie bei der Bürgerschaftswahl alle SPD gewählt, weil sie glaubten, daß Koschnick, der auch aus der Arbeiterklasse stammt, sich dem moralischen Druck der Werftbesetzung nicht widersetzen könnte.“

„Das war wohl nichts“, erwiderte Egon. „Jedenfalls haben sie mich, der bei der Werftbesetzung, die ein verzweifelter Notwehrakt war, bei dem ich von Anfang an bis zum bitteren Ende dabei war, bei Daimler nicht eingestellt. Hinter dem Rücken mußte ich mir sagen lassen, ich wäre zu streikerprobt, so einen könnten sie nicht gebrauchen. Im nachhinein bin ich ja ganz froh, daß ich in diese Tretmühle nicht hineingeraten bin. Beim Taxifahren habe ich wenigstens meine Ruhe.“

„Und mit der SPD und mit Bremen“, unterbrach Jan, „ging es dann unter Koschnicks Nachfolger, unserem jetzigen Bürgermeister Klaus Wedemeier, nur noch bergab. Von Wahl zu Wahl wurden die Verluste größer.“

„Hör mir auf mit Wedeklaus“, sagte Egon mit zorniger Stimme. „Der läuft doch wie ein Verkäufer im Kaufhaus jeden Tag mit einem anderen piekfeinen Anzug durch die Gegend und zum Frisör. Am wohlsten fühlt er sich unter den hirnlosen Schickimicki-Typen der Bremer Schickeria. Der braucht sich doch nicht zu schämen, daß sein Vater Hafenarbeiter war und er mit einem Volksschulabschluß ins Arbeitsleben eingetreten ist. Wir haben doch auch eine proletarische Herkunft und stehen dazu. Da war unser früherer Bürgermeister, Wilhelm Kaisen, aber von einem ganz anderen Schlag. Den mochten alle, auch die Opposition.“

Jan unterbrach Egon: „Ich habe gehört, die SPD will Wedemeier zum freiwilligen Rücktritt zwingen.“



„Das wäre das Beste, was sie in diesem Parteifilz tun könnten“, entgegnete Egon. „Der Mann scheint bestechlich zu sein. Der läßt sich auch anfüttern nach dem Patenprinzip, das auf Gegenleistung aus Dankbarkeit baut. Erst ist es eine Einladung zum Kaffeetrinken, dann ein Abendessen, und schließlich läßt er sich in die Villa eines Bauunternehmers nach Mallorca einladen und. . .“ Genüßlich machte Egon eine Pause, blickte Frieda und Jan, die ihn erwartungsvoll ansahen, schelmisch lächelnd an.

„Und... und was?“ fragte Frieda neugierig.

„Und der Bauunternehmer möchte, aber das ist wohl reiner Zufall, ein großes Bürohaus auf unserem schönen Bahnhofplatz bauen.“

„Ein Bürohaus auf unserem schönen, großen Bahnhofplatz?“ fragte Frieda ungläubig.

„Ja, dieser Investor, so werden solche Leute genannt, ist auch der Eigentümer einer großen Hotel-Immobilie in der Innenstadt. Im Keller dieses Hotels ist eine Bar, in der einige unserer Bremer Politiker relaxen. Die Inhaberin dieser Bar hat eine schwimmende Kuchenbude auf der Ostsee liegen, da dürfen sie dann auch mal mitfahren.“

„Was ist denn eine schwimmende Kuchenbude?“ unterbrach Frieda.

„Naja, so ein Motorkahn, mit dem sie dann vor Grömitz und anderen Orten ein bißchen herumschippeln. Besonders geehrt fühlt sich, wer sie und ihren Mann in ihrem Haus mit einer schönen Sauna und einem nachgebauten Burgturm besuchen darf.“

„Wo wohnt die denn?“ wollte Jan wissen.

„Außerhalb von Bremens Grenzen, auf dem Lande“, antwortete Egon. „Dort wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen. Ihr Nachbar ist ein Mediziner, der sich sehr für Fußball interessiert und sich auch gern mit unserem Bürgergermeister in dieser Bar trifft.“

„In der Bar treffen die sich, oder in der Sauna bei der Barrbesitzerin zu Hause?“ wollte Frieda wissen.

„Ist doch egal“, antwortete Egon, „jedenfalls treffen die sich.“

„Warum erzählst du das eigentlich alles?“ fragte Jan.

„Ich wollte nur erklären“, antwortete Egon, „daß dieser Investor, der unseren Bahnhofplatz zubauen möchte und in dessen Haus auf Mallorca unser Bürgermeister Wedemeier zu Gast war, einen Mietvertrag mit der Barbesitzerin hat, die ich eben erwähnte.“

„Na und“, meinte Frieda, „das muß sie ja, wenn sich ihre Bar in seinem Hotel befindet.“

„Paß mal auf“, fuhr Egon fort, „ich kann dir noch ganz andere Dinge berichten.“

„Och nee, nun mach aber Schluß, ich will nichts mehr hören.“

„Eine Story will ich noch erzählen. Ein Trip nach New York, wo Wedemeier in seiner Funktion lediglich ein paar Leute zu begrüßen hatte, wurde anschließend mit vier Wochen Urlaub in den USA verbunden.“

„Ja und“, meinte Frieda. „Dagegen gibt es doch nichts einenden.“

„Gegen Urlaub gibt es nichts einzuwenden, aber wenn die vier Wochen anschließend als Dienstreise abgerechnet werden, hat das dann noch seine Richtigkeit?“

Ratlos sah Frieda Egon an, und ihr Mann hakte nach: „Sag mal Frieda, würdest du es eigentlich in unserer Haushaltskasse merken, wenn du nur noch die Hälfte unserer Stromrechnung zu bezahlen hast?“

„Und ob“, antwortete sie, „dann könnte ich mir so manches leisten, was ich jetzt nicht kann. Auch für dich hätte ich dann mal hin und wieder eine Aufmerksamkeit über.“

„Siehste“, bestätigte Jan, „du hättest es gemerkt. Koschick und Wedemeier, die haben es gar nicht gemerkt, dass sie von den Stadtwerken den Strom zum halben Preis erhielten. Als die Angelegenheit publik wurde, da hat Koschnick schnell die Differenz für 14 Jahre lang zum halben Preis bezogenen Strom zurückgezahlt.“

„Wieviel war das denn?“ wollte Frieda wissen.

„Die Zahl habe ich mir ganz genau gemerkt, stand ja in der Zeitung. 7.354 Mark und einen Pfennig.“ Triumphierend sah Jan seine Frau an. „Da bist du sprachlos, was? Aber das ist noch nicht alles, es kommt noch mehr.“

„Och, Jan“, sagte Frieda mit kläglichem Stimm, „nun hör aber auf, da vergeht mir ja der ganze Appetit.“

„Der ist mir schon lange vergangen, wenn ich so jeden Tag in der Zeitung lese, was sich unsere Volksvertreter herausnehmen.“

„Volksvertreter?“ spottete Egon. „Die Silbe ‚ver‘ kannst du weglassen, das sind Volkstreter.“

„Also, heute morgen tragt ihr beide ja mal wieder ganz dicke auf“, entgegnete Frieda auf die

Vorwürfe. „Nur gut, daß Max und Bello unser Gespräch nicht verstehen können. Was sollten diese braven Tiere über uns Menschen denken. So handelt doch kein Politiker, der eine Vorbildfunktion für das Volk haben soll.“

Bello und ich, wir warfen uns einen vielsagenden Blick zu, der soviel sagte wie „wenn ihr wüßtet“.

„Wo wir gerade bei diesem Thema sind“, sagte Egon zu Frieda gewandt, „liest du eigentlich gar keine Zeitung?“

„Nee, ich habe als Hausfrau nicht soviel Zeit wie du beim Taxifahren!“

„Na gut“, antwortete Egon, „das ist akzeptiert, dann will ich dir kurz berichten, was in den vergangenen Wochen noch so alles in der Zeitung stand. Das was ich dir eben mit dem billigen Strom erzählt habe, hat ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß in einer öffentlichen Zeugenvernehmung aufgedeckt. Dabei ist herausgekommen, daß die Bremer Stadtwerke mit Billigstrom, Geschenken und Spenden die SPD und ihre Politiker unterstützt haben.“

„Zu dem billigen Strom haben die auch noch Geschenke und Spenden erhalten? Vielleicht haben die Herren, wie schon bei dem Strom, gar nicht bemerkt, daß sie etwas bekommen haben?“ fragte Frieda ungläubig.

„So ungefähr wird es wohl gewesen sein“, sagte Egon. „Das Versorgungsunternehmen Stadtwerke, das zu 80 Prozent der Stadt Bremen gehört, zeigte sich bei unseren Politikern von der SPD immer wieder sehr großzügig. Teure Geschenke und bis zu fünfstelligen Spenden. Gelder, die eigentlich als Firmengewinn an den Stadthaushalt abgeführt werden müssen und somit der Allgemeinheit zugute gekommen wären.“

„Der Allgemeinheit?“ fragte Frieda. „Das heißt, Gelder für Kindergärten und ähnlich wichtige Dinge.“

„So kann man es sehen, jedenfalls zeigte die Spenden- und Spesenpraxis der Stadtwerke, daß sie für aufwendige Bewirtungen der Herren Genossen aus dem Senat samt Ehefrauen bis zu 40.000 Mark zahlten.“

„Das müssen aber gewaltige Festessen gewesen sein“, unterbrach Jan, „wenn die Stadtwerke bis zu 40.000 Mark für die Beköstigung spendiert haben.“

„Das kann man wohl sagen“, fuhr Egon fort, „darum prüft jetzt die Staatsanwaltschaft, ob Betrug zum Nachteil der Verbraucher vorliegt.“

„Das muß man sich mal auf der Zunge zergehen lassen“, sagte Jan und wiederholte genüßlich: „Betrug zum Nachteil der Verbraucher.“

„Ich würde mir lieber das 40.000-Mark-Essen auf der Zunge zergehen lassen. Aber, was haben unsere Politiker von den Stadtwerken für Geschenke erhalten?“ wollte Frieda wissen.

„Koschnick hat zu seinem 60. Geburtstag eine Keramik bekommen, Wert 2.200 Mark. 1978 erhielt er einen Schreibtisch und einen Sessel im Wert von 6.000 Mark, als er den Aufsichtsrat der Holding Gesellschaft für Stadtwerke und Straßenbahn verließ. Vor dem Untersuchungsausschuß auf diese Geschenke angesprochen, hat er gesagt: *ich bin nicht auf die Idee gekommen, daß etwas unkoscher wäre.*“

„Naja“ meinte Frieda, „das hält sich ja noch im Rahmen.“

„Wenn du meinst, sein Nachfolger, unser Bürgermeister Wedemeier, der hat aber schon kräftiger zugelangt. Als Aufsichtsratsvorsitzender des Unternehmens setzte er sich persönlich dafür ein, daß SPD-nahe Organisationen bis zu fünfstelligen Beträge als Spende von den Stadtwerken erhielten, er ließ sich mit Geldern der Stadtwerke für 32.000 Mark das Schlafzimmer in seiner Bonner Landesvertretung ausstatten.“

„Für 32.000 Mark ein Schlafzimmer?“ fragte Frieda ungläubig.

„Jaa...“, bestätigte Egon gedehnt. „Allerdings sind darin auch die Kosten in Höhe von 5.000 Mark für ein neues Doppelbett in Esche weiß enthalten.“

„Ein Doppelbett für 5.000 Mark? Das mag ich gar nicht glauben.“ Ungläubig schüttelte Frieda den Kopf.

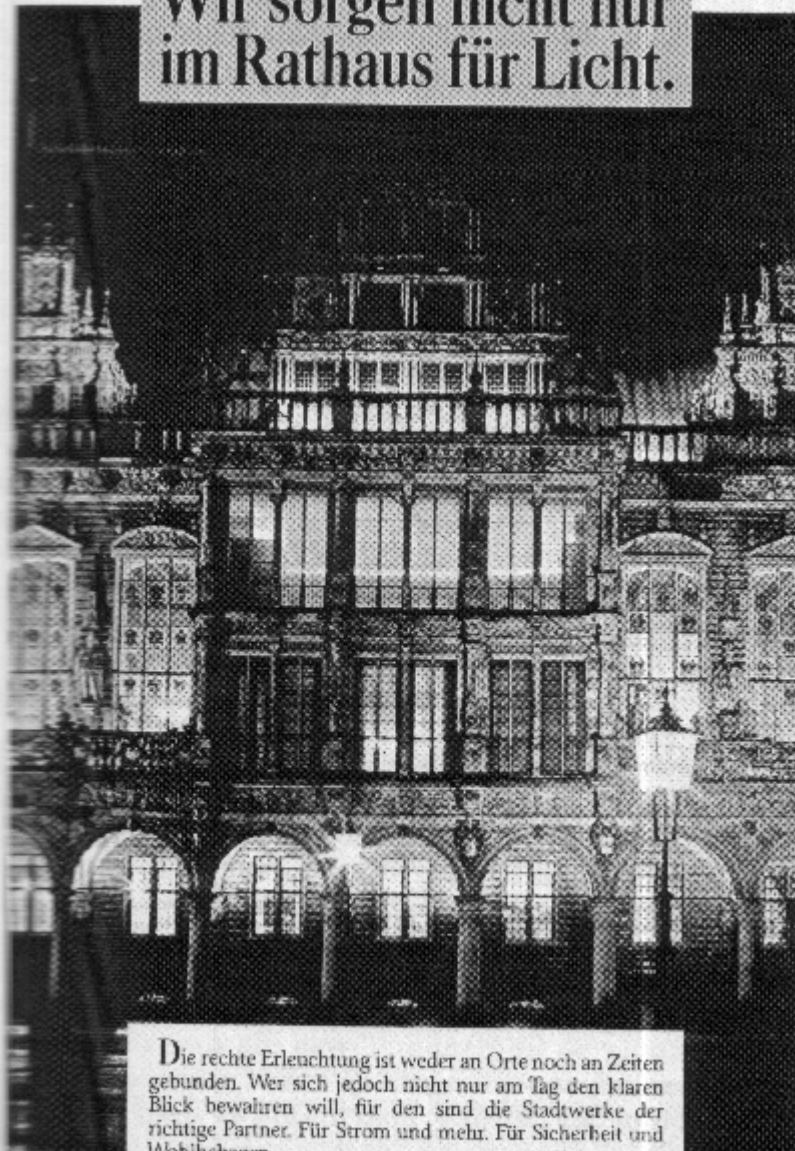
„Das ist aber noch nicht alles, Frieda. Außerdem finanzierten die Stadtwerke Herrn Wedemeier die Ausstattung seines Amtszimmers im Rathaus für 36.000 Mark.“

„Egon! Hör auf!“ unterbrach ihn Frieda. „Das ist unglaublich, was ist das bloß für eine Verschwendung.“

„Es wird sogar behauptet, die Stadtwerke hätten die Schulden der Bremer SPD bei der Bundes-SPD beglichen.“

„Schluß jetzt!“ sagte Frieda mit energischer Stimme.

Wir sorgen nicht nur  
im Rathaus für Licht.



Die rechte Erleuchtung ist weder an Orte noch an Zeiten gebunden. Wer sich jedoch nicht nur am Tag den klaren Blick bewahren will, für den sind die Stadtwerke der richtige Partner. Für Strom und mehr. Für Sicherheit und Wohlbefinden.  
Mit Gas, Wasser und Fernwärme.

STROM  
GAS  
WÄRMENETZ  
WASSER



**STADTWERKE  
BREMEN AG**

Jan mischte sich ein und sagte: „Jedenfalls hat sich Egon über die Billigstrom-Affäre so aufgeregt, daß er an unsere Zeitung einen Leserbrief geschrieben hat, der ist aber nicht veröffentlicht worden; war wohl zu beleidigend gewesen.“

„Egon hat einen Leserbrief geschrieben?“

„Ja, letztes Jahr im August, da stand in der Zeitung: *Stadtwerke-Spitze bestätigt: Wedemeier bekam Billigstrom*. In der gleichen Zeitungsausgabe lag eine Beilage vom Musikfest Bremen drin, und in dieser Beilage war eine Anzeige der Bremer Stadtwerke, die das hell erleuchtete Bremer Rathaus zeigte. Die Kopfzeile der Anzeige lautete:

*Wir sorgen nicht nur im Rathaus für Licht*. In der Fußzeile lief der Text weiter: *Die rechte Erleuchtung ist weder an Orte noch an Zeiten gebunden*. Da hat Egon in seinem Leserbrief vorgeschlagen, daß die Anzeige doch wesentlich werbewirksamer wäre und den Tatsachen mehr entsprechen würde, wenn zwischen der Kopf- und der Fußzeile noch die Zeilen ‚Und da unser Bürgermeister und einige unserer Senatoren keine großen Leuchten sind, lassen wir es auch bei Ihnen zu Hause zum halben Preis leuchten‘ eingefügt werden.“

Frieda lachte schallend. „Du bist aber auch ein schlagfertiger Kerl“, sagte sie in ihrem Lachen zu Egon. „Das kannst du doch nicht machen, einfach behaupten, daß unser Bürgermeister und einige unserer Senatoren keine großen Leuchten sind. Das ist eine Beleidigung. Solch einen Leserbrief kann die Zeitung nicht veröffentlichen.“

„Kann schon sein, daß das beleidigend ist“, stellte Egon fest, sah auf seine Armbanduhr und lobte Frieda. „Dein Kaffee war mal wieder ausgezeichnet, aber jetzt muß ich los, die Kundschaft wartet. War mal wieder nett, mit euch zu klönen. In der Taxe führe ich mit meinen Fahrgästen den ganzen Tag solche Gespräche. Die denken alle so wie wir. Ich habe noch keinen Fahrgast in meinem Taxi gehabt, der mir widersprochen hat.“

„Kannst du auch nicht“, sagte Jan., „denn die, die dir widersprechen würden, sind nicht auf euch Taxifahrer angewiesen., die haben ihren Dienstwagen mit Chauffeur.“

„Auch wieder so eine Verschwendung“, ergänzte Frieda, und damit war die interessante morgendliche Frühstücksrunde aufgelöst.

Zum Abschied streichelte Egon uns über den Kopf und sagte, daß wir gar nicht wüßten, wie gut wir es hätten. Doch das wußten wir. Bello und ich sahen ihm aus dem Fenster nach. Gemächlichen Schrittes ging er die Straße hinunter zu seinem Taxi. Schirmmütze, schwarze Lederjacke und blaue Jeans. In diesem Outfit würde ich ihn unter Hunderten sofort wiedererkennen. Ein netter Kerl mit dem Herz am rechten Fleck.

Von dem, was ich in den kommenden Jahren in meinem neuen Zuhause bei Jan und Frieda zusammen mit Bello so erlebte, könnte ich vieles berichten, doch das würde zu umfangreich werden. So will ich nur die Diskussionen mit Egon schildern: Wenn Egon bei Jan und Frieda am Vormittag auf einen Kaffee vorbeischaute und über die guten alten Zeiten gesprochen wurde. Und auch davon nur, wenn vom Bremer Vulkan die Rede war; dann spitzten Bello und ich unsere Ohren. Es klang so unglaublich, was die drei da von sich gaben. Eigentlich mochten wir es kaum glauben, doch so stand es auch in der Zeitung, also mußte es wahr sein.

Ich erinnere mich noch genau - es war kurz nach dem ersten Besuch, als ich Egon kennengelernt hatte - da war er an einem Vormittag wieder einmal auf einen Kaffee vorbeigekommen, und es wurden die neuesten Nachrichten über meinen Geburtsort, dem Bremer Vulkan, ausgetauscht.

„Nun will Herr Hennemann, der Chef vom Bremer Vulkan, auch der größte deutsche Reeder werden“, sagte Egon.

„Nun ja“, meinte Jan, „der größte Werftherr ist er ja schon, ich glaube, der Mann ist größtenwahnsinnig. Was der alles vorhat.“

„Der hätte in seinem Beruf als Apotheker bleiben sollen“, knurrte Jan, „die werden sich noch wundern, wenn der große Knall kommt.“

„Und der kommt“, bestätigte Frieda. „Ist nur eine Frage der Zeit, dann kommt das große Erwachen.“

„Tja“, sagte Egon gedehnt, „jedenfalls hat sich Hennemanns Traum, auch der größte deutsche Reeder zu werden, nicht erfüllt. Da haben ihm die beiden Hamburger Kaufleute Rahe und Nikolaus Schües einen Strich durch die Rechnung gemacht. Der Horst Rahe ist für seine dubiosen Geschäfte als Abschreibungskünstler sprich für Steuersparmodelle bekannt. Wegen Untreue und Betrug wurde er von geprellten Geldgebern angeklagt und stand mit seinem ehemaligen Partner, Renatus Rüger, jahrelang vor Gericht. Damals vernahmen die Kölner Staatsanwälte fast 700 Zeugen und die Anklageschrift war über 800 Seitenlang. Beide wurden verurteilt und sind trotzdem nicht ins Gefängnis gekommen.“

„Warum?“ fragte Frieda.

„Der Bundesgerichtshof sprach die beiden in letzter Instanz frei. Die Straftaten seien verjährt, hieß es, und so tragen wir Steuerzahler die Kosten des Verfahrens.“

„Und dieser Horst Rahe hat Hennemann einen Strich durch die Rechnung gemacht?“ fragte Jan.

„Hat er“, antwortete Egon. „Zusammen mit seinem Partner Schües hat er die Deutsche Seerederei Rostock GmbH, genannt DSR, gekauft. Die wollte Hennemann auch haben. Für Hennemann, der mitgeboten hatte, war es der schwärzeste Tag in seiner Karriere, sagt man.“

„Ich glaube, unser ehemaliger Senatsdirektor beim Senator für Gesundheit wird noch schwärzere Tage in seiner Karriere erleben“, unterbrach ihn Frieda.

„Warum wollte Hennemann die DSR kaufen?“ fragte Jan.

„Hennemann will mit seinen Schiffswerften einen Verbund von Maschinenbauunternehmen, Reedereiunternehmen und High-Tech-Firmen aufbauen. Anders sind wir den Japanern nicht mehr gewachsen, sagt er“, antwortete Egon.

„Und warum hat er den Zuschlag für sein geplantes Imperium nicht bekommen?“ wollte Jan wissen.

„Weil die Treuhandanstalt andere Vorstellungen hat, sie bevorzugt die sogenannte Mittelstandslösung; und so haben sie die größte ostdeutsche Seerederei an zwei Einzelpersonen ohne Konzernbindung verkauft.“

„Darüber wird Hennemann wohl nicht begeistert gewesen sein“, meinte Jan.

„Nee, bestimmt nicht“, fuhr Egon fort. „Schließlich hat Hennemann mit Bremer Staatshilfe und vielen Schiffsbausubventionen aus der 1987 fast bankrotten Vulkan-Werft ein Industrieunternehmen mit weitverzweigten Produktionsunternehmen aufgebaut. Unter anderem kaufte er den größten Teil des Mecklenburger Schiff- und Großmaschinenbaues dazu. Dasselbe hatte er nun im Reedereigeschäft vor. So besitzt der Bremer Vulkan schon 67% der Bremer Senator Line. Eine Reederei, die dauerhaft Verluste einfährt, aber auf Schiffen, die der Vulkan baut.“

„Eine Reederei, die dauerhaft Verluste einfährt“, staunte Frieda.

„Ja“, sagte Egon „und da hat sich der Stratege Hennemann etwas Besonderes einfallen lassen. Um die SenatorLine aus ihren roten Zahlen zu holen, entwickelte er mit dem Chef dieser Reederei den ‚Round the World Container Service. Das heißt, die Schiffe fahren nicht über den Ozean und dann zurück. Sie fahren rund um den Globus, immer nur in eine Richtung. Neben der koreanischen Cho-Yang-Reederei gewannen sie für diesen World-Service die ehemalige DDR-Staatsreederei DSR dazu. Die wollte sich Hennemann nun ganz von der Treuhand holen. Den DSR-Betriebsrat wusste er auf seiner Seite, alles schien perfekt. Die Senator Line sollte anschließend an die DSR verkauft werden und damit schuldenfrei sein. Mit den beliebten Treuhand-Subventionen sollte dann die DSR saniert werden. Somit wäre die Bremer Vulkan-Schiffahrtsgruppe um einiges größer geworden als die Hamburger Großreederei Hapag Lloyd.“

„Schätze mal, daß das den Hamburgern gar nicht gefallen hat“, resümierte Jan.

„Du sagst es“, bestätigte Egon, „und somit erhielten die Abschreibungskünstler Rahe und Schües den Zuschlag.“

„Was haben die getan, um Hennemann auszubooten?“ wollte Frieda wissen.

„Sie haben der Treuhand ein Alternativkonzept zu dem des Bremer Vulkan vorgelegt, das äußerlich attraktiver für den Arbeitsmarkt in Mecklenburg-Vorpommern schien. Die DSR wollten sie in ihren Bindungen zum Round the World Container Service lassen, sie aber andererseits mit Wohnungsbau und Tourismus rund um Rostock verbinden.“

„Hört sich nicht schlecht an“, meinte Frieda.

„Ach Frieda“, seufzte Egon, „die Hintergründe scheinen ganz andere zu sein. Was schon Hennemann gefiel, das wollen Rahe und Schües doch auch machen. Nämlich: die Sanierung ihrer eigenen Schiffsbeteiligungen über die DSR. Somit wird das 500 Millionen Mark starke Anlagevermögen zusätzlich mit einigen hundert Millionen Mark von der Treuhand unterstützt. Als Eigentümer-Unternehmer können sie einen großen Teil des Sanierungsgewinns selbst einstreichen.“

„Sauerer“, sagte Jan. „Unsere sauer verdienten Steuergelder.“

„Ist nun mal so“, meinte Egon. „Hennemann war dem Treuhand-Management suspekt, weil der schon viel zuviel bekommen hatte. *Der Mann beherrscht ja ganz Mecklenburg*, soll ein Treuhand-Manager gesagt haben. Außerdem wird immer wieder das Gerücht belebt, daß der Bremer Vulkan mehrheitlich, wenn auch verschleiert, dem Lande Bremen gehört.“

„Hört, hört“, staunte Frieda, und Jan. sagte: „Beim Geldverdienen hört jede Moral auf, das sieht man ja beim U-Boot-Bau. Kaum hat Finanzminister Theo Waigel im großen Sparplan 160 Millionen Mark

Subventionen für die Werften gestrichen, da werden von der SPD reihenweise geheiligte Grundsätze über Bord geworfen. Die Genossen quälen sich mit der alten Lebenslüge: Wie schaffen wir es, den sozialdemokratischen Werftarbeitern an der Küste Rüstungsaufträge zu besorgen und gleichzeitig den sozialdemokratischen Lehrern im Frankfurter Westend das Gefühl zu geben, dass wir gute Menschen sind, die gegen jeden Rüstungsexport sind. Es winken Milliardenaufträge aus Taiwan und anderen Ländern. So hat sich Niedersachsens Ministerpräsident Gerhard Schröder, der immer gesagt hat, daß die Rüstungsexporteure gewissenlose Geschäftemacher sind, sich jetzt für Rüstungsexporte ausgesprochen. Bringt Arbeitsplätze, sagt er.“

„Sagt er“, unterbrach ihn Egon. „Der norddeutsche IG Metall-Bezirkschef Frank Teichmüller hat gesagt: *Mit Waffen wird so irrsinnig viel Geld verdient, das macht einfach süchtig.*“

„So ist es“, fuhr Jan fort. „Es gilt die Formel, daß eine Werft nur 20 Prozent Rüstungsaufträge braucht, um 80 Prozent verlustreichen Schiffbau durchzuschleppen.“

„Dann könnt ihr ja auf dem Vulkan auch noch ein paar U-Boote bauen“, meinte Frieda.

Jan winkte ab. „Wir bauen schon genug Kriegsschiffe.“

Ja, so und ähnlich waren die morgendlichen Gespräche, die bei Jan und Frieda zum Frühstück geführt wurden, wenn Egon auf eine Tasse Kaffee vorbeischaute. Das Jahr ging dahin, es war im Dezember 1993 - Frieda trug mich in einem Korb vom Tierarzt nach Hause - da war Egon mal wieder zu einer Kaffeepause zu Besuch. Apropos Tierarzt, von diesem Arztbesuch war ich gar nicht begeistert, der hatte mich kastriert. Damit ich ein anständiger Kerl bleibe, wie Jan sich ausdrückte. Nun ja, es war passiert, dagegen konnte ich mich nicht wehren.

„Na, da ist ja unser Eunuch“, wurde ich von Jan und Egon hämisch begrüßt, als mich Frieda kläglich miauend aus dem Korb hob und zu Bello, der mich mitleidvoll anblickte, auf die Fensterbank setzte.

Apathisch lag ich neben Bello, streckte meine Pfoten weit von mir. Jeder Appetit war mir vergangen; und so, als könnte Egon Gedanken lesen, sagte er:

„Mir vergeht der Appetit, wenn ich höre, was der Hennemann vom Bremer Vulkan alles auf die Beine stellt.“

Also noch einer, dem der Appetit vergangen ist, dachte ich. Aber Egon war der Appetit aus einem anderen Grund vergangen. Er hatte in den Zeitungen Neues über die Ausbaupläne des Bremer Vulkan gelesen. Denn ansonsten hatte er seine Freundinnen, mit denen er sich vergnügte, und das schien bei ihm eher appetitanregend zu sein. Diese Freude waren mir, kaum daß ich erwachsen geworden war, genommen. Die Menschen waren brutal.

„Was gibt es denn Neues vom Hennemann?“ ging Jan auf Egons Bemerkung ein.

„Der Mann wird immer größenwahnsinniger, der will jetzt in Wismar eine Werft von gigantischen Ausmaßen bauen. Es soll die größte und modernste überdachte Werft der Welt werden. Eine Schiffbauhalle, 72 Meter hoch, 330 Meter breit und 710 Meter lang, soll dort entstehen. Ein Schmuckstück der Welt-Schiffbau-Industrie soll es werden. So steht es in der Zeitung.“

„Ach nee“ sagte Jan, „und für solche großen Pötte sind auch Aufträge da.“

„Nee“, entgegnete Egon, „aber Geld. 580 Millionen bekommt der Vulkan an Subventionen, weil er die verrotteten Anlagen der MTW-Werft in Wismar übernommen hat.“

„Da schau her, 580 Millionen Mark von unseren Steuergeldern.“

„Du sagst es, erst haben sie mit hohem Subventionsaufwand die größte und modernste Werft Europas dichtgemacht, unsere AG „Weser“, und nun sollen noch größere Werften gebaut werden. Das verstehe wer will. Was ist das für ein Konzept?“ Fragend sah Egon Jan und Frieda an.

„Das Konzept heißt Kohle machen“, antwortete Jan. „Egal wie, ob dabei Arbeitsplätze draufgehen oder sonstwas, es muß Geld bringen. Alles andere ist egal.“

„Kohle machen“, sinnierte Frieda. „Die Arbeitslosigkeit steigt immer mehr und die Aktienkurse auch. Das ist doch nicht normal.“

„Doch, ist es“, entgegnete ihr Egon. „Der Mensch ist in unserer Gesellschaft nur so lange von Interesse, wie er zur Kapitalvermehrung gebraucht wird. Ansonsten ist er ein lästiger Kostenfaktor, der entsorgt werden muß. Sprich: gefeuert wird, damit der Gewinn und damit die Aktienkurse steigen. Das ist die Logik unserer Manager, die nur ein Ziel kennen: Profit machen und nochmals Profit machen.“

„Darum gebrauchen auch einige Unternehmer anstelle der Bezeichnung ‚arbeitslos‘ zynisch das Wort ‚Wohlstandsmüll‘“ ergänzte Jan.

„Und diese Geldrafferei auf Kosten der kleinen Leute, die in die Arbeitslosigkeit getrieben werden, macht die Manager glücklich?“ fragte Frieda.

„Bestimmt nicht“, entgegnete Egon. „Guck sie dir doch an, diese Niete in Nadelstreifen. Aber der Mammon ist nun mal das ehrenwerte Ziel in unserer Gesellschaft. Menschlichkeit zählt nicht. Wer keinen Profit bringt, dem Streß des immer hektischer werdenden Arbeitsalltags nicht mehr gewachsen ist, der fliegt auf die Straße. Es muß mit immer weniger Leuten immer mehr Geld verdient werden.“

„Verrückte Welt“, seufzte Frieda und schaute zu uns herüber. „Guckt sie euch an, die beiden, Max und Bello, wie friedlich sie daliegen. Die haben keine Probleme mit dem Geldverdienen.“

Gern hätte ich als Antwort ein zufriedenes Schnurren von mir gegeben, aber da man mich gerade kastriert hatte, guckte ich nur ganz grimmig herüber, und Bello gab ein herzhaftes Gähnen von sich.

„Wenn der Hennemann meint, daß er in Wismar die modernste Werft der Welt mit unseren Steuergeldern bauen muß, bitte schön, das große Erwachen wird kommen“, meinte Frieda.

„Das befürchte ich auch“, sagte Jan. „Heinrich Thyssen Bornemisza wird sich schon was dabei gedacht haben, als er die fast bankrotte Vulkan-Werft den Bremern überließ. Der hätte bestimmt nicht für 350 Millionen Mark auf Kredit Atlas Elektronik dazugekauft.“

„Und 2,8 Millionen Vulkan-Aktien für den Kredit als Sicherheit hinterlegt“, ergänzte Egon.

„Die Firma MSG Marine- und Sondertechnik mußte Hennemann von Daimler auch noch dazu kaufen“, fuhr Jan fort. „Ich weiß nicht, ob das richtig ist, eine Firma nach der anderen auf Kredit dazuzukaufen.“

„Bestimmt nicht“, sagte Egon. „Diese Einkaufsaktionen hat Hennemann auf Kosten der Betriebsmodernisierung und der Aktionäre betrieben. Die Produktivität der Vulkan-Werften liegt hinter der Konkurrenz, und die Vulkan-Aktien rühren sich auch nicht. Mit denen ist kein Blumentopf zu gewinnen.“

„Aber an den Auslandsreisen unseres Bundeskanzlers nimmt Hennemann doch auch teil“, sagte Frieda. „Neulich habe ich ihn mit Bundeskanzler Kohl zusammen im Fernsehen gesehen.“

Egon winkte müde ab. „Das macht doch auf gutgläubige Menschen immer einen guten Eindruck, wenn er mit unserem Bundeskanzler zusammen auf Auslandsreisen zu sehen ist.“

„Wo du vorhin die Vulkan-Aktien erwähnt hast“, sagte Jan zu Egon, „das kann im kommenden Jahr für uns Bremer teuer werden. Da kann der Bremer Staat nämlich laut Vertrag gezwungen werden, die beim Kauf von Atlas Elektronik Vulkan-Vulkan-Aktien zu verkaufen. Beim Kurs ab 125 DM über die Börse und bei tieferem Kurs an die Banken. Die Kursdifferenz muß dann Bremen bezahlen.“

„Na, toll, schöne Aussichten, die da auf uns zukommen“, antwortete Egon.

So kam das Jahr 1994. Mit Bello stromerte ich durch die Straßen des Bremer Stadtteils Walle. Bello bewunderte mich, daß ich so geschickt springen und klettern konnte. Das hätte er auch gern gekonnt, war ihm als Hund aber von der Natur nicht vergönnt. Bei den Hunden in der Nachbarschaft hatten wir uns schnell Respekt verschafft. Da waren einige aggressive Typen dabei, richtige Rassisten, die meinten, daß sie mich als Katze jagen müßten. Bello, der schon etwas betagt war, wollten sie auch noch beißen, da sie glaubten, daß er schwächlich sei und sich in seinem Alter nicht mehr richtig wehren könne. Aber da waren sie bei uns richtig. Wenn so ein Rassist keuchend auf uns zugerannt kam, habe ich nicht Reißaus genommen. Mit einem gewaltigen Satz bin ich ihm fauchend ins Gesicht gesprungen und habe gekratzt, was das Zeug hielt. Während ich ihn so bearbeitete, kam Bello mir zu Hilfe und biß ihn auch noch kräftig, so gut er konnte. Winselnd, den Schwanz eingezogen, sind diese Helden davongetrottet und haben uns in Ruhe gelassen. Einmal hat das Herrchen von solch einem Rassisten sich bei Jan und Frieda über uns beschwert. Wir würden die ganze Nachbarschaft terrorisieren meinte er. Sein Hund würde sich nicht mehr auf die Straße trauen. Die Tierarztrechnung wollte er auch noch beglichen haben, weil wir beide seinen Lumpi so arg zugerichtet hätten. Na, dem haben Jan und Frieda aber was erzählt. Wir seien guterzogene Haustiere, die keinem etwas zuleide tun, wenn sie in Frieden gelassen werden. Aber wenn er seinen Hund so schlecht erzogen hätte, daß er glaubt, Katzen und schwächere Hunde seien für ihn Freiwild, das er jagen könne, dann habe sein Lumpi diese Abreibung schon lange verdient.

Wie ich schon erwähnte, wir hatten uns schnell Respekt verschafft, und die kläffenden Köter aus der Nachbarschaft gingen uns im großen Bogen aus dem Weg. Keiner mochte sich mit uns beiden mehr anlegen.

Doch zurück zum Bremer Vulkan, über den ich hauptsächlich berichten möchte, sonst wird mein Buch zu umfangreich. Im Jahr 1994 war der Bremer Vulkan beim morgendlichen Kaffeetrinken von Frieda, Jan und Egon kein großes Gesprächsthema. All die Bedenken, die sie im letzten Jahr in ihrer Gesprächsrunde gegen die Handlungsweise des Chefs des Werftkonzern vorgebracht hatten, wurden in ihren Diskussionen nicht mehr so massiv vertreten. Jan kehrte täglich frohgelaunt von seinen Schichten beim Bremer Vulkan nach Hause zurück. Er, wie auch seine Kollegen waren frohen Mutes, daß reichlich Neubaufträge für Schiffe vorhanden waren.

Im August 1994 erzählte Egon in der morgendlichen Kaffeerunde von den Aktivitäten des erst 37 Jahre alten Werftmanagers Otto Söberg, der die Kvaerner-WarnowWerft in Warnemünde auf Vordermann brachte. Egon zitierte aus der Zeitung, daß die ehemalige Warnow-Werft, die einem Industriemuseum glich, dank der Subventionen auf den neuesten Stand gebracht wurde und in anderthalb Jahren zehnmal so große Schiffe bauen könne wie die alte Warnow-Werft.

Erstaunt zitierte er weiter: „Hier steht, daß die Werften der Kvaerner-Gruppe im Schiffbau hohe Gewinne einfahren. Sie sind jetzt Europas größter Schiffbauer und kommen auf die sensationelle Umsatzrendite von 11,5 Prozent, während Hennemanns Vulkan-Werft zur gleichen Zeit massive Verluste einfährt.“

„Junge, Junge“, staunte Jan, irgend etwas stimmt beim Vulkan nicht, auch wenn wir gut zu tun haben.“

„Die Frage ist nur, was stimmt da nicht“, stimmte ihm Egon zu und fuhr fort: „Hier steht, wer 1979 Kvaerner-Aktien kaufte, konnte an Dividenden und Kursgewinn das 57fache des Einstandspreises bunkern. Allein seit 1988 verdreifachte sich der Gruppengewinn.“

„An die Vulkan-Aktien mag ich gar nicht denken“, sagte Frieda, „man nur gut, dass wir keine haben.“ Weiter zitierte Egon aus der Zeitung: „in sechs Jahren ist Kvaerner damit geworden, was Konkurrent Hennemann mit seinem Bremer Vulkan gern sein möchte: ein integrierter Maritim-Konzern, der sein Geld verdient und dessen Eigentümer bekannt sind.“

Frieda lachte und wiederholte ironisch: „Und dessen Eigentümer bekannt sind. Klingt ja ganz geheimnisvoll, so als ob die Eigentümer vom Vulkan nicht bekannt wären.“

„Nun ja“, sagte Egon, „da gibt es schon einige Gerüchte.“

„Gerüchte hin, Gerüchte her“, unterbrach Jan, „jedenfalls haben wir auf dem Vulkan gut zu tun, unsere Arbeitsplätze sind sicher. Das ist die Hauptsache.“

Irgendwie hatte Jan recht: Schräg gegenüber der Vulkan-Werft, auf der anderen Seite der Weser, lag weseraufwärts, das Flugzeugwartungswerk der Dasa in Lemwerder. Vollkommen unerwartet kam für die Flugzeugbauer die Nachricht, dass ihr Werk, das zum Daimler-Benz gehörte, aufgelöst werden sollte. Hier sollten Ende 1993 über 1.000 Menschen entlassen werden. Sie hatten sich gewehrt. Über die Ortseinfahrt von Lemwerder war ein Spruchband mit der Aufschrift „Hilfe. Eine Gemeinde will leben“ gespannt, und in den Schaufenstern der Geschäfte hingen Protestplakate gegen die beabsichtigte Werksschließung. Das Vorstandsmitglied der Dasa, Hartmut Mehdorn, hatte sich zu den gegen ihren Rausschmiß protestierenden Arbeitnehmern auf den Weg gemacht, um auf einer Betriebsversammlung den 1.136 Beschäftigten zu erklären, warum sie nicht mehr gebraucht wurden. Die trugen demonstrativ auf dem Rücken ein Plakat mit der Aufschrift: „Ich soll entlassen werden.“

„Ich kann verstehen, was die Menschen in Lemwerder fühlen“, waren die Worte von Manager Mehdorn, „aber von Gefühlen kann ich keine Löhne zahlen.“

Als er ans Rednerpult ging, stand die Belegschaft auf und schwieg.

„Wir müssen Werke schließen, um die Zukunft der restlichen zu sichern“, war sein Argument zur Massenentlassung. Über diese Worte waren die Zuhörer sehr enttäuscht, hatten sie doch erwartet, daß er auf ihre Vorschläge, wie die Schließung zu verhindern sei, eingehe.

„Das war nur Gefasel“, sagte der Betriebsratschef, und einer aus der Belegschaft brachte es auf den Punkt: „Der Mehdorn hält nur den Kopf für Daimler-Chef Edzard Reuter und den Vorstandsvorsitzenden Jürgen Schrempp hin. Die beiden sind mit ihrer Expansion gescheitert, sie sind nicht in Lage, einen High-Tech-Konzern zu managen.“

Ähnlich hatte es auch der niedersächsische Ministerpräsident Gerhard Schröder gesehen, der zuvor bei einem Treffen mit Reuter äußerte, daß sich Deutschlands größter Konzern in einer Krise nicht einfach davonmachen könne.

Freiwillige bewachten das Werkstor, um zu verhindern, daß die Geschäftsleitung Arbeitsgeräte aus dem Werk schaffen ließ, und eine Delegation der Klöckner-Hütte brachte für die Nachtwachen am Werkstor einen Koksofen.



Die Klöckner-Hütte, sie liegt auch wieder schräg gegenüber vom Dasa-Werk in Lemwerder, weseraufwärts auf der anderen Weserseite, und jetzt, 1994, sollte auch dieses Werk mit 5.000 Beschäftigten geschlossen werden. Wieder einige Kilometer stromaufwärts stand einmal die AG „Weser“, die gab es ja schon lange nicht mehr. So sollten hier entlang der Weser einige zehntausend Arbeitsplätze vernichtet werden. Ganze 4 Mark wollte der alte Besitzer, die Klöckner Werke AG, vom Bremer Senat und drei anderen örtlichen Interessenten haben, um die „Hütte am Meer“ mit ihren 800 Millionen Mark Schulden und einer modernen Warmbreitbandstraße wenigstens zum Teil loszuwerden. Um zu verhindern, daß Klöckners Ende das hochverschuldete Bundesland Bremen mit in den Abgrund reißt, mußten sofort 250 Millionen Mark in den zahlungsunfähigen Großbetrieb gepumpt werden. Denn bei einer Stilllegung würde die Arbeitslosenquote auf 16 Prozent steigen. 1.500 Zulieferbetriebe wären gefährdet, und somit würde der finanzielle Bankrott Bremens bevorstehen. Die Stahlkocher von Rhein und Ruhr wollten die Bremer Hütte dem Überangebot der Stahlproduktion opfern. Als die Allmächtigen der Konkurrenz, Thyssen und Krupp-Hoesch, im Bremer Rathaus erschienen um die Hütte zu erwerben und dann stillzulegen, da schickte Bürgermeister Wedemeier sie mit dem Versprechen an Rhein und Ruhr zurück: „Wenn Sie die Hütte übernehmen und die Klöckneraner das Werk besetzen, wird kein Bremer Polizist es räumen. Und ich bringe Kaffee ans Werkstor.“

Die Klöckner-Werke in Bremen entgingen der geplanten Stilllegung und damit der Massenentlassung von Stahlarbeitern. Das belgische Stahlunternehmen Sidnar wurde Teilhaber, und die Bremer Landesregierung war auch über die Firma „Hanseatische Beteiligungen“, Hibeg genannt, zu einem Drittel an der neuen, alten Hütte, den Bremer Stahlwerken, beteiligt.

Die Hibeg, eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die in über 70 Bremer Unternehmen mitmischte und von der Opposition als der Schattenhaushalt der Bremer Regierung bezeichnet wird, schiebt Hunderte von Millionen ohne öffentliche Kontrolle hin und her. Auch die Bremer Vulkan AG, die durch öffentliche Gelder und den Tatendrang des Herrn Hennemann in den letzten fünf Jahren von einer fast bankrotten Werft zum zehntgrößten Werftenverbund der Welt mit 26.000 Beschäftigten aufstieg, ist eine Hibeg-Schöpfung.

Damit wäre ich, der Kater Max, wieder beim Bremer Vulkan, über den ich, wie ich schon erwähnte, etwas ausführlicher berichten wollte.

Halt! Vorher will ich noch ein wenig über die Bremer Politik im allgemeinen berichten. 1994 tat sich nicht mehr viel, über das zu berichten lohnenswert wäre, und im Jahr darauf am 14. Mai 1995 war Bürgerschaftswahl, sollte ein neues Parlament gewählt werden. Die sogenannte Ampelkoalition aus SPD, FDP und Grünen war im Februar am Streit um ein Naturschutzgebiet zerbrochen, und erstmals Kriegsende bestand für die in Filz und Vetternwirtschaft erstarrte Bremer SPD die Gefahr, ihre Regierungsmacht zu verlieren.

Im März 1995 brachte Bürgermeister Wedemeier Streit in die Energiepolitik der SPD. Noch vor der Wahl im Mai wollte er mit Hilfe der CDU durchsetzen, daß Anteile der Bremer Stadtwerke an die Energieriesen Veba und Ruhrgas verkauft werden, um die hochverschuldete Landeskasse zu entlasten. In einem offenen Brief wurde Wedemeier von SPD-Abgeordneten aufgefordert, nicht auf die „Lockvogelangebote“ der Veba einzugehen, und der Energieexperte Professor Klaus Traube warnte, da die Stromkonzerne am Aufbau einer dezentralen umweltgerechten Energieversorgung - etwa Koppelung von Strom- und Fernwärmeproduktion - kein Interesse hätten, sei das Vorhaben „ein Sündenfall“ wider die umwelt- und energiepolitischen Ziele der SPD.

Es war Muttertag, der 14. Mai 1995, und die Bürgerschaftswahl war gelaufen. Die Talfahrt der SPD unter ihrem Bürgermeister Wedemeier hatte sich in der einstigen SPD-Hochburg fortgesetzt. 33,4 Prozent, das schlechteste Wahlergebnis nach dem Krieg. ‚Wedemeier hat uns in wenigen Jahren um fast 20 Prozent zurückgeworfen‘, wurde in der SPD lamentiert.

„Jeder hat das Recht, nach seiner Niederlage über das Ergebnis nachzudenken - und das tue ich jetzt“, sagte Wedemeier sichtlich geschockt vom schlechten Abschneiden seiner Partei und trat am nächsten Tag zurück.

Bei der Bremer CDU kam Freude auf. Spitzenkandidat Nölle war am Frohlocken: „Die Mauern der SPD sind gefallen.“

Einige Wochen nach der Wahl, Jan hatte Spätschicht, schaute Egon mal wieder auf eine Tasse Kaffee mit Klönschnack vorbei.

„So schwindet sie dahin, unsere gute alte SPD“, sagte Egon. „Habe ich ja diesmal auch nicht mehr gewählt.“

„Glaubst du etwa, daß wir die noch gewählt haben?“ antwortete Jan.

„Ja“, sinnierte Egon, „jahrzehntelang war die Belegschaft von riesigen Industriekomplexen das Stammpotential der SPD. Diese Industriebetriebe schrumpfen immer mehr zusammen und mit ihnen auch unsere gute alte SPD. Hier in Bremen kannst du das gut an den Werftbetrieben beobachten. Von einstmal 25.000 Arbeitsplätzen, die wir hierauf den Werften hatten, sind gerade mal 6.000 übriggeblieben. Ähnlich ist es auch im Ruhrgebiet, dort gibt es kaum noch Zechen, Kokereien und Stahlbetriebe. Die Industrie verschwindet aus Deutschland und damit auch der Industriearbeiter, der SPD wählt.“

„Da mag was dran sein“, antwortete Jan, und Frieda nickte zustimmend.

„So ist es auch bei den Gewerkschaften“, fuhr Egon fort.

„Die haben seit 1991 auch schon zwei Millionen Mitglieder verloren, und unser neuer Bürgermeister, Henning Scherf, klagt: *Langjähriges Gewerkschaftsmitglied gleich SPD-Wähler, die Formel stimmt nicht mehr.*“

„Kannst mal sehn“, sagte Frieda, „manchmal hat der lange Kerl doch etwas Durchblick und erkennt die Lage. Jedenfalls ist der Mann flexibel. Vor ein paar Tagen sagte er noch, sein Herz schlage für ein rot-grünes Bündnis, aber er könne sich gleichwohl vorstellen, Regierungschef einer Großen Koalition von SPD und CDU zu sein. Nun ist es soweit, Scherf versteht sich mit dem CDU-Mann Nölle ausgezeichnet. Ich glaube, insgeheim duzen die sich schon.“

„Manchmal habe ich den Eindruck“, erwiderte Jan, „wir kleinen Leute sind den Sozis nicht mehr fein genug. Wedemeier hat sich nie bei uns im Kleingartenverein blicken lassen. Im Gegenteil, die Alteingesessenen, die schon Jahrzehnte in ihrem Gartenhaus wohnten, mußten raus und in so eine Hochhauswohnung einziehen. Das hat die Leute krank gemacht.“

„Aber in der Bremer Schickeria, die eh nicht SPD wählt, da fühlte er sich ganz wohl“, ergänzte Egon. „Wenn ich nachts Taxi gefahren bin, habe ich oft genug diese Spinner in den Wagen bekommen. Ganz andere Sachen könnte ich da über diese gehirnampulierten Wichtigtuere erzählen.“

„Jedenfalls soll nunmehr mit der großen Koalition aus SPD und CDU alles besser werden“, sagte Frieda.

„Das glaubst du doch nicht im Ernst“, entgegnete Egon. Die ganze Vetternwirtschaft, Filz und Klüngel wird jetzt mit der CDU fortgeführt. In unserer Bremer CDU gibt es noch viele Leute, die auch mit einem gutbezahlten Posten, verbunden mit einer hervorragenden Altersversorgung, versorgt werden möchten. Ihr werdet sehen.“

„Über Scherf kann man denken wie man will“, sagte Jan „jedenfalls mistet der zur Zeit im Rathaus erstmal aus. All die hanseatische Pracht läßt er aus seinem neuen Amtszimmer entfernen. Die ganzen Luxusmöbel, schwere Lederfauteuils, Fayencen-Sehränke und all das Gedöns, mit dem sich sein Vorgänger Klaus Wedemeier umgab, wurde raus geschmissen.“

Frieda schrie auf: „Die ganzen schönen teuren Sachen, die ihm die Stadtwerke mal spendiert haben, schmeißt der Scherf wieder raus?“

„Ja“, sagte Jan, „die Geschmäcker sind eben verschieden.“ Frieda zeterte: „Egon, ich weiß noch ganz genau, wie du mir vor ein paar Jahren berichtet hast, daß die Ausstattung des Amtszimmers 36.000 Mark gekostet hat.“

„Scheinbar haben wir es“, antwortete Egon. „Auf jeden Fall soll nun gespart werden. Scherf umgibt sich jetzt mit Weichholzmöbeln im Ikea-Stil. Ein großer runder Tisch wurde diesmal nicht von den Stadtwerken, sondern vom Sozialamt geliefert.“

„Passen denn diese neuen Möbel in den Raum?“ fragt Frieda ungläubig.

„Nee“, sagte Jan, „die passen nicht zu den goldgeschmückten Ledertapeten, dem kostbaren Stuck und dem prächtigen Edelholzparkett. So hat Scherf auch gesagt: *Meine Möbel sind für den Raum eigentlich eine Kränkung. Aber schließlich ist das ein Arbeitszimmer. Da geht es um die Funktion.*“

„Na, das ist ja auch ein Trost“, meinte Frieda.

Jan ergänzte: „Außerdem hat Scherf gesagt, *Wilhelm Kaisen, einer meiner Vorgänger, benutzte hier sogar seinen eigenen Tauchsieder und einen Aluminiumkocher. So weit werde ich nicht gehen.*“

„Mit Wilhelm Kaisen kann sich eh keiner unserer heutiger Politiker messen“, stellte Frieda mit energischer Stimm fest.

„Außerdem“, sagte Egon, „hat Scherf auch die beiden gepanzerten Mercedes-Dienstlimousinen samt Chauffeuren sowie die Leibwächter und zwei Sekretärinnen abgeschafft.“

„Ja“, fügte Jan hinzu, „unser neuer Bürgermeister hat auch als Senator nie einen Dienstwagen besessen. Der eilt zu Fuß oder mit dem Fahrrad zu seinen Terminen, das geht hier in Bremen mit seinen kurzen Wegen von Behörde zu Behörde viel schneller als in einer gepanzerten Limousine mit Bewachung.“

„Ich weiß nicht“, sagte Frieda, „irgendwie kommt mir der Scherf nicht ganz geheuer vor. Immer kommt er den Leuten mit einem strahlenden Lächeln entgegen und streckt die Hand zum Gruß aus.“

„Das liegt bestimmt daran, daß er zwei Semester Theologie studiert hat, da lernen sie so etwas“, meinte Jan. „Unser Pastor macht es genauso, der grinst auch immer voll drauf los und reicht einem die Hand entgegen. Das sind Leute, die einen vereinnahmen wollen.“

Ungläubig sah Frieda ihren Mann an.“

„Da ist was dran“, gab ihm Egon recht, „ursprünglich wollte Scherf ja Missionar werden.“

Lachend unterbrach ihn Jan: „Und jetzt haben wir einen verhinderten Missionar als Bürgermeister.“

„Ja“, sagte Egon, „jetzt versucht er uns mit seinen Botschaften zu missionieren. Aber einmal, im letzten Jahr, da ist ihm das strahlende Lachen vergangen. Da wollte er sich seinen Traum, eine Atlantiküberquerung mit dem Segelboot, erfüllen. Von der Karibik aus sollte es nach Frankreich gehen. Erst hat er seinen Kopf nicht schnell genug eingezogen und bekam den Großbaum vor den Dez, und dann wurde er seekrank. Spätestens da hat er nicht mehr gelächelt und seine lieben Mitmenschen umarmt, aber es kam noch schlimmer. Er beugte sich über die Reling, um das Bordessen dem Atlantik zu übergeben. Während er so röchelte, löste sich seine Oberkieferprothese und sank in die Tiefe des Atlantiks.“

Jan und Frieda grölten vor Lachen.

„Seid doch nicht so schadenfroh“, sagte Egon mit ernster Stimme. Seine Sekretärin hatte ihm den Tip gegeben, das in seinem Schreibtisch für Notfälle bereitliegende Ersatzgebiß einzupacken. So brauchte er die weitere Fahrt an Bord nicht als zahnloser Sozialdemokrat zu verbringen.“

„Schätze mal“, sagte Jan noch immer schmunzelnd, „daß er sich beim nächsten Anfall von Seekrankheit vorher das Gebiß rausgenommen hat.“

„Sag mal, Egon“, fragte Frieda, „was ist eigentlich Scherfs Kollege, unser zweiter Bürgermeister, der Ulrich Nölle, für ein Mann?“

„Och“, antwortete Egon, „der ist ganz anders als Scherf. Da ist einer, der auch selbst von sich sagt, daß er eigentlich ganz unpolitisch ist. Er ist ein Mann der Finanzen, war vorher bei der Sparkasse und trägt mit Vorliebe übergroße goldene Manschettenknöpfe. Während Scherf in seiner Freizeit zur Kaffee-Ernte nach Nicaragua aufbricht, bastelt Nölle lieber an seinem Oldtimer-Cabrio, einem roten BMW 327. Der wollte als Kind auch nicht Missionar werden, sondern Automechaniker. Aber eins haben sie gemeinsam.“

„Und das wäre?“ fragte Frieda.

„Sie können nicht nur nett und freundlich in der Öffentlichkeit lächeln, sondern hinter verschlossenen Türen ganz fürchterlich schimpfen, wenn sie verärgert sind.“

Frieda lachte laut los. „Das möchte ich mal erleben, wenn die schimpfen, ich glaub‘, ich würde mich kugeln vor Lachen.“

„Du hast gut lachen, Frieda“, sagte Egon, „die Untergebenen von Scherf und Nölle finden das gar nicht komisch, die kuschen, wenn der Herr Bürgermeister schimpft, und mein Chef schimpft auch, wenn ich den ganzen Morgen bei euch rumsitze und klöne, jetzt wird eine Runde Taxi gefahren.“

Mit diesen Worten brach er auf und verabschiedete sich. Bello und ich sprangen von der Fensterbank und begleiteten ihn bis zum Taxi. Dort bückte er sich zu uns herunter, streichelte uns über den Kopf und fuhr dann in seinem knatternden Taxi davon. Kein Hund aus der Nachbarschaft ließ sich blicken, und so trabten wir wieder zurück zu unserem Zuhause.

Der heiße Sommer 1995 mit seinen vielen sonnigen Tagen ging dahin. Es gab Tage, da war es uns allen zu heiß. An den Wochenenden und manchmal auch an den warmen Sommerabenden in der Woche fuhren wir zum Gartenhaus von Jan und Frieda in der Waller Feldmark. Das war gar nicht weit von Walle entfernt und lag herrlich im Grünen. Überall im Schatten der vielen Bäume schön angelegte Blumen- und Gemüseärten. Auch Mäuse gab es dort, die ich jagen durfte. Wenn Frieda unsere beiden Transportkörbe holte, dann wussten wir schon voller Vorfriede, nun geht es auf dem Fahrrad ins Gartenhaus. Statt Gartenhaus wurde hier oft Parzelle oder Schrebergarten gesagt. Für Bello und mich war es das Gartenhaus. Manchmal, wenn es gar zu heiß war, steckte Frieda uns schon am frühen Vormittag in unsere Körbe, und ab ging es auf dem Fahrrad in die Waller Feldmark. Jan kam dann am Ende seines Arbeitstages auf der Vulkan-Werft mit dem Fahrrad vom Bahnhof Walle zu uns gefahren

oder fuhr nachmittags, wenn er Spätschicht hatte, mit dem Fahrrad zum Bahnhof Walle. Wenn wir hier draußen waren, kam Egon nicht mit seinem Taxi auf einen Kaffee vorbei, denn er hätte mit dem Taxi den schmalen Parzellenweg blockiert. Nur an den sonnigen Wochenenden, dann schauten die erwachsenen Kinder von Jan und Frieda mit ihren Kindern vorbei und feierten Gartenfeste, auf denen abends auch viel Bier getrunken wurde. Oft sangen sie dazu Lieder. Es war eine lustige Gesellschaft, auf der viel gelacht wurde. Manchmal war Egon auf diesen Feiern mit seiner Freundin dabei. Dann war es besonders lustig, denn Egon hatte immer wieder neue, witzige Geschichten zu erzählen, die er beim Taxifahren mit seinen Fahrgästen erlebt hatte. Schallendes Gelächter erfüllte den Garten, und gelegentlich fielen bei diesen Schoten auch Namen, die in der Bremer Szene bekannt waren. Da waren sich alle einig, wenn Egon die neuesten Abenteuer aus seinem Arbeitsleben erzählte, kam keine Langeweile auf.

Egons Freundin fand Bello und mich so niedlich und mußte uns immer wieder streicheln und auf den Schoß nehmen. Das war uns beiden schon fast lästig. Jedenfalls ging dieser Sommer, der wegen seiner vielen schönen Tage auch Jahrhundertssommer genannt wurde, schnell dahin.

Erst im Herbst schaute Egon bei uns zu Hause mal wieder am Vormittag auf seinen obligatorischen Kaffee vorbei. Bello und ich lagen auf der Fensterbank und lauschten gerade der Dinge, die da kommen sollten.

„Bald wir das Straßenbahnfahren in Bremen unbezahlbar“, sagte Egon, „soll mir als Taxifahrer eigentlich egal sein. Aber es ist eine Riesensauerei!“

„Wie kommst du darauf?“ fragte Frieda.

„Tja“, sagte Egon gedehnt, „unser früherer Bürgermeister Wedemeier, der als Vorsitzender des Aufsichtsrates der Stadtwerke den Verkauf dieser milchgebenden Kuh zu knapp 50 Prozent so massiv veranlaßt hat und dabei dafür sorgte, daß das größte Aktienpaket dem Veba-Konzern zugeschanzt wurde, bekommt nun bei der Veba-Tochter Vebacom in Hannover einen Posten als Frühstücksdirektor. Schließlich zeigt man sich bei der Veba für solche Leistungen erkenntlich.“

„Egon“, unterbrach ihn Jan mit ironischer Stimme. „Das heißt nicht Frühstücksdirektor, sondern Generalmanager. So nennt er sich jetzt, klingt doch ganz gut, oder?“ Fragend sah er die anderen an.

„Da erstarre ich gleich in Ehrfurcht, wenn ich das höre: Generalmanager Wedemeier“, antwortete Egon wütend.

„Jedenfalls hat Wedemeier, damit er seine Lobbytätigkeit für die Vebacom voll erfüllen kann, sein Bürgerschaftsmandat behalten. Der Job als Generalmanager in Hannover scheint ihn wohl nicht sonderlich auszulasten, sonst hätte er nicht die Zeit, um auch noch als Bürgerschaftsabgeordneter in Bremen tätig zu sein.“

„Früher“, sagte Jan, „da war der Direktoren-Titel noch sehr geschätzt. Aber der ist durch Mißbrauch inzwischen abgewertet, da sich jeder Direktor nennt, wenn er befugt ist, Personal einzustellen. Manager klingt auch nicht besonders, aber General-Manager, nicht schlecht.“

„Wenn du Minderwertigkeitskomplexe hast“, ergänzte Egon spöttisch, „dann kannst du dich auch von einem Adligen adoptieren lassen. Vielleicht stärkt es dein Selbstbewußtsein, wenn du Baron Meyerdirks bist.“

„Kannst dir auch den Titel eines Konsuls zulegen, wenn du Geld hast“, antwortete Jan. „In Bremen haben wir einen Zahnarzt, der hat ein CC-Schild an seinem Mercedes 600, ist Konsul von irgendeinem Inselstaat.“

Egon lachte dröhnend. „Wenn ich bei dem in Behandlung wäre, dann würde ich fragen: Wollen Herr Konsul bohren?“

„Konsul, Baron, General-Manager und wie die sich nennen, das ist mir egal“, redete Frieda dazwischen. „Ich verstehe ja manches in der Politik nicht; was hat das denn mit höheren Straßenbahnpreisen zu tun, wenn sich Wedemeier dafür einsetzt, daß Bremen sein Tafelsilber veräußert?“

„Das will ich dir in kurzen Worten erklären“, antwortete Egon. „Vor dem Verkauf von Anteilen der Bremer Stadtwerke waren die Stadtwerke mit der Bremer Straßenbahn AG in einer Holding zusammengefaßt. Die Gewinne aus dem Stromgeschäft konnten mit den Verlusten, die Busse und Straßenbahnen einfuhren, verrechnet werden. Da nun 49,9 Prozent der Stadtwerke verkauft wurden, mußte dieser Vertrag mit der Holding, der Bremer Versorgungs- und Verkehrsgesellschaft, BVV genannt, aufgelöst werden. Somit hat sich Bremen der Subventionsmöglichkeit seiner Verkehrsbetriebe beraubt.“

„Was haben wir bloß für Politiker, die so ihre Glaubwürdig verspielen“, empörte sich Frieda.

„Das kannst aber laut sagen“, pflichtete ihr Jan bei. „Unfähige Politiker, die nur mit ihrer Eigenversorgung beschäftigt sind, ruinieren die Staatsfinanzen.“

„Scherf hat auch gerade wieder einen Konflikt in der SPD ausgelöst“, sagte Jan. „Als ehemaliger Gegner des Jagdflugzeuges Jäger 90 hatte er im November 1988 eine große Anzeige des Friedensforums gegen Entwicklung und Bau des Flugzeuges unterzeichnet. *Der Bau des Jäger 90 würde die Grenzen unserer finanziellen Belastbarkeit überschreiten*, hieß es in der Anzeige. Jetzt glaubt Scherf, mit Militärtechnologie Arbeitsplätze retten zu können.“

„Heute so, morgen so“, entgegnete Frieda. „Wo bleibt da die Glaubwürdigkeit unserer Politiker?“

„Und deinen obersten Chef, den Hennemann, wollen die Banken“, stürzen“, wandte sich Egon an Jan. „Der ist überstürzt aus der Volksrepublik China zurückgekehrt, als er hörte, daß ihn die Banken absägen wollen“, antwortete Jan.

„Ja“, sagte Egon, „die Banken sind wohl mit den Finanzierungskünsten von Hennemann nicht mehr einverstanden. Man sagt, daß nur er und sonst keiner die Geldtransfers in diesem Sechs-Milliarden-Unternehmen durchschaut.“

„Dabei wurden doch von den Experten die Vulkan-Aktien immer mehr zum Kauf empfohlen“, sagte Frieda. „Letzte Woche sogar von der Deutschen Bank.“

„Nun ja“, meinte Egon, „Dumme, die solche Ratschläge befolgen, finden sich immer wieder. Ich würde jedenfalls im Moment keine Vulkan-Aktien kaufen.“

„Ich versteh‘ das alles nicht“, sagte Jan, „gerade hat ein Bankenkonsortium unter Führung der Commerzbank mit großem Sträuben und nach langem Zögern dem Vulkan 300 Millionen Überbrückungskredit bewilligt, und gleichzeitig sagen sie, ihr Vertrauen zum Vorsitzenden Hennemann sei gestört.“

„Das kann ich mir schon alles vorstellen“, meinte Egon, „daß die sich von der Selbstherrlichkeit, Verschlossenheit und Heimlichtuerei Hennemanns gestört fühlen. Bisher war Friedrich Hennemann der König vom Bremer Vulkan. Keiner hat ihm widersprochen. Er war der absolute Macher.“

„König Friedrich vom Bremer Vulkan“, unterbrach Frieda lachend.

„Könnte man so sagen“, sagte Egon und fuhr fort: „Einer aus seinem Umkreis hat gesagt: *Der Mann macht alles allein, wenn dem mal was passiert, weiß hier keiner mehr Bescheid*. Das ging auch so lange gut, wie das politische Umfeld stimmte. Bis ins letzte Jahr hinein hatte unser Bremen, seit 1945 ununterbrochen in SPD-Hand, einen indirekten Anteil am Bremer Vulkan. Der wurde mehr und mehr abgebaut, und Vertreter von Banken wie Commerzbank, Dresdner Bank, BHF-Bank und Bremer Landesbank besetzten die Plätze im Vulkan-Aufsichtsrat. Die gewinnen wohl langsam Durchblick über die Bilanzmanöver von Hennemann und sagen, der Mann muß weg, sonst ist alles zu spät.“

Egon schaute auf seine Uhr. „Für mich ist es bald auch zu spät“, sagte er und verabschiedete sich. Bello und ich begleiteten ihn mal wieder bis zum Taxi. Dieser Besuch war Anfang September gewesen.

Die Dresdner Bank wollte mit weiteren Krediten nicht mehr zur Verfügung stehen. In Bremen kursierte ein Brief des Vulkan-Aufsichtsrats Bernd W. Voss von der Dresdner Bank, der an den Vulkan-Vorstand adressiert war. In dem Brief hieß es: „Aus meiner und meines Hauses Sicht dürfte mit dem jüngsten Liquiditätskredit die Fremdverschuldungsgrenze der Bremer Vulkan Verbund AG erreicht worden sein.“

Die Landesregierung von Mecklenburg-Vorpommern plante daraufhin eine Auffang-Holding für die Vulkan-Schiffbaubetriebe in Wismar, Stralsund und Rostock. Falls es zu weiteren Massenentlassungen kommen sollte, befürchtete die Schweriner CDU/SPD-Landesregierung Unruhen in diesen Unternehmen., die zum Bremer Vulkan Verbund AG gehörten. Immerhin waren dort 6.000 Menschen beschäftigt.

„Habe gerade in den Nachrichten gehört, daß der Börsenkurs des Vulkan völlig zusammengebrochen ist, nachdem die Meldungen über eine drohende Zahlungsunfähigkeit nicht abreißen“, sagte Egon bei seinem nächsten Besuch nahm mit einem besorgten Blick einen Schluck Kaffee.

„Und was sagt Hennemann dazu?“ fragte Jan.

„Das übliche, in vielen schönen Worten sagt er, dem Vulkan geht es so gut wie nie. Aber er ist wohl der einzige, der seinen eigenen Worten noch Glauben schenkt und meint, 1,2 Milliarden Mark Schulden lassen sich mal eben so vom Tisch fegen.“

„Der Mann muß krank sein“, meinte Frieda. „Mit einem gesunden Menschenverstand kann man sich nicht so vor den Realitäten verschließen.“

„Im Frühjahr, sagte Jan, „da hat er noch herumgetönt, es werde seit langem wieder eine Dividende

ausgezahlt, doch da musste er für das erste Halbjahr bereits einen Verlust von 27 Millionen, einräumen, und jetzt soll der Verlust in diesem Jahr bereits 100 Millionen betragen. Er soll mindestens 140 Millionen von den 700 Millionen, die für den Aufbau der Ostwerften in Wismar, Rostock und Stralsund bestimmt waren, zweckentfremdet verwendet haben.

Besorgt sprachen sie noch eine Weile über die Zukunft des Vulkan, und dann begab sich Egon wieder zu seinem Taxi. Ein paar Tage später stand es in den Zeitungen, Friedrich Hennemann, einst Mitarbeiter des Bremer Senats und dann zum Chef der Vulkan-Werft befördert, mußte auf Druck der Banken sein Amt niederlegen. Die Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat verlangten, daß auch die Vorstände Triebold und Zinken ihre Posten räumen sollten. Triebold war gegenüber Hennemann kein Ja-Sager. Er hatte von Hennemann aktuelle Zahlen über Aufträge, Umsätze und Verluste der Maschinenbaufirma Dörries Scharmann verlangt. Diese Auskünfte wurden ihm auf Hennemanns Geheiß verweigert. Triebold hatte stets klare Positionen gegenüber den Betriebsräten bezogen. Mit Gewerkschaftern kungeln, das konnte er nicht. Bis Hennemanns Nachfolger, Udo Wagner, sein Amt antrat, vergingen vier Monate. Weitere Verpflichtungen wollten die Kreditinstitute nur noch eingehen, wenn ihnen staatliche Sicherheiten geboten würden. Den Banken war klar, daß den Ländern Bremen und Mecklenburg-Vorpommern an einem Fortbestand des Werftenverbundes und damit an dem Erhalt der rund 23.000 Arbeitsplätze gelegen war. Allerdings, direkte Landeshilfen waren mit EU-Recht nicht vereinbar. Die Probleme wurden immer größer, da durch den Abtritt Hennemanns und das Ausscheiden der beiden Vorstandsmitglieder Triebold und Zinken das Gerücht entstand, der Vulkan könne keine Löhne mehr zahlen. So bestanden die Zulieferer immer mehr auf Vorkasse.

Aus Gesprächen zwischen Jan und Frieda hatte ich im Dezember herausgehört, daß meine beiden Schwestern, Gaby und Babsy, bei einer jungen Frau in einem alten Bremer Stadtteil wohnten, der Schnoor hieß. Ich beschloß, die beiden zu besuchen, schließlich hatte ich sie seit zwei Jahren nicht mehr gesehen. Die würden staunen, wenn ihr Bruder plötzlich vor der Tür stand.

## **Kater Max streunt für einen Tag und eine Nacht durch den Schnoor**

Zwischen Dom-Viertel und Weser liegt in Bremen der Schnoor. Ein altes Stadtviertel, das den Krieg unversehrt überstanden hatte und in dem früher Schiffer, Fischer und Zigarrenmacher lebten. Die ältesten Häuser stammen aus dem 15. und 16. Jahrhundert. In den sechziger Jahren wollte der skandalumwitterte SPD-Politiker Richard Boljahn, auch König Richard genannt, den Schnoor abreißen lassen, um dort ein Hochhaus, höher als die Domtürme, zu errichten. Zum Glück wurden diese Pläne vereitelt, und zwei Jahrzehnte lang wurde der Schnoor liebevoll restauriert.

Heute wird das Klein-Leute-Viertel durch Gastronomie, Goldschmiede, Galeristen und kleine Ladengeschäfte belebt. Kurzum, in diesem Stadtteil sollten meine beiden Schwestern wohnen, die ich besuchen wollte.

Es war eine eisige Nacht, Mitte Dezember, da erhob ich mich vorsichtig, um den neben mir laut schnarchenden Bello, nicht zu wecken. „Bello“, sagte ich lautlos zu mir selbst. „Sei nicht traurig, wenn du mich am Morgen nicht vorfindest. In ein paar Tagen komme ich zurück.“ Dann ging es mir durch den Kopf: „Eigentlich hätte ich Bello in meine Reisepläne einweihen können, dann würde er sich keine Sorgen machen.“ Aber nun hatte ich ganz spontan meinen Aufbruch für diese Nacht beschlossen. Auf leisen Pfoten schlich ich in den Keller, ein Stoß mit dem Kopf gegen die Katzentür, und schwupp war ich draußen im Garten.

Ein kalter Wind empfing mich. Ich zögerte, sollte ich umkehren, zurück in das mollig warme Haus? Nein, entschied ich, nun geht es zu Gaby und Babsy. Ein Sprung auf die Gartenmauer und wieder herunter, geschafft. Jetzt vorsichtig die breite Straße in Richtung Häfen überqueren und dann immer die Weser entlang in Richtung Innenstadt; so, das war meine Kombination, müßte ich in den Schnoor gelangen.

Apropos Häfen, aus den Erzählungen von Egon und Jan wußte ich, daß dort in früheren Jahren auch einmal ein reges Leben herrschte. Tag und Nacht wurden dort die Schiffe ent- und beladen. Damals gab es auch noch deutsche Seeleute. Die feierten in den Lokalen in der Nordstraße solange, bis die Heuer alle war. Von der Leutweinstraße aus überquerte ich die Nordstraße, die hier auch Küste genannt wurde. Hier hatten früher die Seeleute mit ihrem Bummel durch die Lokale angefangen. Nur einige Kneipen, in denen gähnende Leere herrschte, waren übergeblieben. Am großen Zoollzaun des Überseehafens lief ich in Richtung Innenstadt. Vorsichtig überquerte ich einige Straßen und Bahngleise, und dann war ich an der Weser. Einige Treppenstufen nach unten und ich befand mich auf einem Fuß- und Radweg, der parallel zur Weser lief. Es war auflaufendes Wasser, und so plätscherten die Wellen schon bis auf die Höhe des Weges. Nichts fürchtete ich mehr als kaltes Wasser. Eng an die Ufermauer gedrückt lief ich mit eiligen Schritten weiter, ich wollte nicht naß werden.

Von der anderen Weserseite wehten Gerüche einer Brauerei und einer Kaffeerösterei herüber. Mehrere Brücken hatte ich schon unterquert, jetzt kam wieder eine große Brücke und danach war keine Brücke mehr zu sehen, aber ein Hinweisschild zum Schnoor. Ich folgte der angegebenen Richtung. Durch einen Tunnel gelangte ich über eine Steintreppe auf die andere Seite einer breiten Straße. Oben angekommen blickte ich in eine enge Gasse mit kleinen Giebelhäusern. Das war er, der Schnoor.

Von verschiedenen Kirchtürmen klang das Uhrzeit-Läuten herüber. Fünfmnal gong, gong, gong in allen Klangvariationen. Es war 5 Uhr morgens, die engen Gassen waren leer und die schmalen Häuschen dunkel. Vor mir ragte ein großes Schild auf. Katzen-Cafe stand auf dem Schild, und über dem Schild war eine schwarze Katze aus Blech angebracht. Hier mußte es sein, hier in einem der Nachbarhäuser vom Katzen-Cafe sollten Gaby und Babsy wohnen. Laut rief ich ihre Namen: „Gaby, Babsy, wo seid ihr? Hier ist euer Bruder Max!“

„Hallo Max! Welch eine Freude, dich mal wieder zu sehen.“ Über mir auf einem Mauersims saßen Gaby und Babsy und schauten zu mir herunter. Ich spannte alle meine Beinmuskeln, ein gewaltiger Satz, und schon saß ich bei ihnen. Eng rückten wir in der Kälte zusammen. Wir hatten uns soviel zu erzählen.

„Verdammte Katzenbande!“ war unten in der Gasse jemand am Schimpfen.

„Oh, das ist der Grobian aus dem Schnoor, der ist mal wieder betrunken“, sagte Gaby, „der mag uns nicht, laßt uns schnell ins Haus gehen.“

Wir sprangen von der Mauer in einen Garten und gelangten durch eine Katzentür ins mollig warme Haus. Draußen auf der Gasse hörte man immer noch den betrunkenen Grobian randalieren.

„Ein ganz großes Ekel mit einer riesengroßen Klappe ist das“, klärte Gaby mich auf, „der ist früher auch einmal Politiker gewesen und soll in Bonn im Bundestag gesessen haben.“

„Wißt ihr wie der heißt?“ fragte ich Gaby und Babsy.

„Nein, Namen interessieren uns nicht“, antwortete Babsy. „Hier in den Lokalen im Schnoor verkehren viele Menschen, von denen gesagt wird, daß sie zur örtlichen Prominenz gehören. Aber die Namen? Wir wollen sie gar nicht wissen.“

Wir waren im Wohnzimmer angekommen und machten es uns auf dem Sofa bequem.

„Jeden Moment muß Heike kommen, die hat um fünf Uhr Feierabend“, sagte Gaby.

„Wer ist Heike?“ fragte ich.

„Heike gehört diese Wohnung“, klärte mich Babsy auf. „Wir wohnen bei ihr, so wie du in Walle bei Jan und Frieda wohnst, wohnen wir hier bei Heike.“

„Aber Jan steht morgens um fünf Uhr auf, wenn er Frühschicht hat, und Heike hat erst morgens um fünf Uhr Feierabend. Was macht die denn beruflich?“ fragte ich erstaunt.

„Sie arbeitet als Bardame in einer Bar“, bekam ich zur Antwort.

„In einer Bar?“ fragte ich erstaunt.

Gaby und Babsy lachten. „Max, weißt du nicht, was eine Bar ist?“

„Nee“, antwortete ich ahnungslos.

„Also, das ist ein Haus, das meistens zwei rote Lampen am Eingang hat. Jedenfalls bei Heikes Bar befinden sich zwei rote Lampen an der Eingangstür. Die Frauen, die in diesem Haus arbeiten, sind Bardamen. Zu ihnen kommen Männer, auch Politiker, die sich oft von ihren Ehefrauen nicht verstanden fühlen. Die erzählen dann bei einem alkoholischen Getränk den Bardamen, was sie für tolle Kerle sind, und die Bardamen tun dann so, als würden sie das glauben. Das tut diesen Männern sehr gut.“

Gaby und Babsy wurden durch das Geräusch der sich öffnenden Wohnungstür in ihrer Schilderung über den Beruf einer Bardame unterbrochen.

Heike trat ins Wohnzimmer, eine hübsche, gut aussehende Frau.

„Oh!“ rief sie aus. „Gaby, Babsy, habt ihr mal wieder einen Freund mitgebracht.“

„Das tut sie manchmal auch“, tuschelte mir Babsy ins Ohr. Heike bückte sich zu uns auf das Sofa herunter und nahm mich auf den Arm. Sie konnte nicht wissen, daß wir Geschwister waren.

Sanft streichelte sie meinen Rücken und sagte mit lachen der Stimme: „Ein lieber Kater, ein kastrierter Kater, der darf bleiben. Da gibt es keinen Nachwuchs.“

Sie setzte mich wieder zu meinen Schwestern auf das Sofa. „Da ist die Heike aber froh, daß du kastriert bist“, tuschelte mir Babsy ins Ohr. „Sie möchte keinen Nachwuchs und fürchtet, daß Gaby welchen bekommt. Die hat nämlich seit einer Woche einen Freund. Garfield, der große Kater aus der Brauerei auf der anderen Weserseite. Ein ganz großer Rabauke ist das.“

„Du bist ja nur neidisch, daß du keinen Freund hast“, wurde Babsy von Gaby unterbrochen. „Mein Garfield, das ist ein ganz toller Kerl. Der jagt jede Nacht im Pferdestall der Brauerei die Mäuse. Vor dem ist nichts sicher. Vor ihm muß auch du, Max, dich in acht nehmen. Die großen, stämmigen Brauereipferde sind seine Freunde. Sie sind ihm dankbar, daß er die Mäuse im Stall vertreibt und sie in Ruhe schlafen können. Schließlich haben sie einen schweren Job. Jeden Tag ziehen sie die großen Wagen mit Bierfässern beladen von Kneipe zu Kneipe, damit den durstigen Menschen das Bier nicht ausgeht. Unter den Biertrinkern gibt es solche und solche. Die meisten werden vom Biertrinken ganz lustig und fröhlich und die anderen ganz böse und möchten uns am liebsten totschiagen.“

„So wie der Grobian aus dem Schnoor“, unterbrach Babsy ihre Schwester.

„Ach der“, abwertend machte Gaby mit ihrer rechten Pfote eine Bewegung von oben nach unten und sagte: „Kommt, lasst uns schlafen gehen, Heike liegt schon im Bett.“

So liefen wir durch die offen stehende Schlafzimmertür und sprangen zu ihr Bett; sie schlief schon. Am Fußende kuschelten wir drei uns eng an ihre Füße, sie sollte keine kalten Füße bekommen. Bald darauf schliefen auch wir ein und wachtemgemeinsam mit Heike am späten Vormittag auf.

Wir machten unsere Morgentoilette. Immer wieder putzten wir uns. Heike hatte uns in einer großen Schale das Katzen-Frühstück serviert. Dazu gab es in einer zweiten Schale Milch zum Trinken. Sie freute sich über meinen Besuch und hätte bestimmt nichts dagegen gehabt, wenn ich für immer bleiben würde. Aber das konnte ich dem guten Bello und Jan und Frieda nicht antun. Nach dem Frühstück sprangen wir alle drei auf den großen Liegeplatz auf der Fensterbank. Von hier ließ sich die schmale Gasse gut einsehen. Viele Leute mit Fotoapparaten gingen auf der engen Straße auf und ab.



„Das sind alles Touristen“, wurde ich von meinen Schwestern aufgeklärt. „Wenn sie uns erblicken, dann werden wir im Fenster auch fotografiert.“

Sie hatten recht, immer wieder wurden Fotoapparate gezückt, und es ging klick, klick, klick. Einmal blieb ein gut gekleideter Herr stehen und schaute mit einem ziemlich verklärten Gesichtsausdruck zu uns herauf. Warum guckt der denn so blöde, dachte ich. Ich drehte mich um und hatte die Lösung entdeckt. Heike stand hinter uns und schaute mit einem charmanten Lächeln auf die Straße. Den ganzen Nachmittag, als wir so im Fenster lagen, hatten wir uns viel zu erzählen. Ich erzählte von meinem Zuhause mit Egons Besuchen und den Diskussionen über den Bremer Vulkan. Meine Schwestern erzählten von ihren Erlebnissen mit Heike.

„Wenn du mal wieder Neuigkeiten über den Bremer Vulkan hören willst“, sagte Gaby, „dann gehen wir heute abend um die Straßenecke. Dort steht ein Gasthaus, noch aus Kaiser Friedrichs Zeiten. Heute abend tagt dort der Aktien-Sparclub. Es geht um die Vulkan-Aktien. Die Mitglieder vom Aktien-Sparclub fühlen sich verschaukelt und wollen beratschlagen, was zu tun ist. Das wird bestimmt lustig werde. Besser als den ganzen Abend gelangweilt zu Haus rumsitzen.“

Babsy stimmte begeistert zu, und ich hatte auch nichts dagegen, einmal die Meinung der Aktionäre des Bremer Vulkan zu hören. Warum immer nur den Ansichten von Egon, Jan und Frieda lauschen, dachte ich. Mal sehen, was die Mitinhaber, die Herren Aktionäre zu sagen haben.

Unten auf der engen Straße rumpelte schwankend ein Pferdefuhrwerk entlang. Von zwei kräftigen Rappen gezogen, war der Wagen über und über mit Bierfässern beladen. Auf dem Kutschbock, neben den zwei Kutschern, saß ein große Kater und sah zu uns herauf.

„Das ist schön, Garfield kommt mich besuchen!“ jubelte Babsy und sprang im hohen Bogen von der Fensterbank. Eilig lief sie aus der Wohnung und rief uns noch zu: „Wir sehen uns heute abend im Gasthof aus Kaiser Friedrichs Zeiten.“

Da sahen wir sie auch schon unten auf der Straße. Garfield war vom Kutschbock gesprungen, und eng aneinandergeschmiegt spazierten sie durch einen Gitterzaun in einen Garten und entschwandten unseren Blicken.

Nachdenklich blickte ich eine Weile auf den Zaun und fragte dann Gaby: „Sind wir in diesem Gasthof auch geduldet?“

„Na klar“, war die Antwort, „der Wirt freut sich, wenn wir bei ihm auf der Fensterbank sitzen. Dadurch wirkt die ganze Gaststube noch dekorativer. Wir marschieren einfach mit den Gästen durch die Tür ins Lokal. Wenn kein Gast kommt, miauen wir ganz laut, dann öffnet uns der Wirt die Tür. Der Koch bringt uns sogar Leckereien aus der Küche auf die Fensterbank. Ein einmaliger Service ist das in dem Haus.“ „Na, da kann man ja nicht meckern“, sagte ich und freute mich schon auf den Abend im Gasthof aus Kaiser Friedrichs Zeiten.

Als Gaby und ich es uns auf einer Fensterbank im Gasthof bequem machten, hatte der Aktien-Sparclub seine Sitzung schon begonnen. Es schien unter den Mitgliedern helle Aufregung zu herrschen. Ein sehr dicker Mann mit Glatze und einer qualmende Zigarre im Gesicht war am Schimpfen.

„Es ist ein unglaublicher Skandal“, rief er mit erregter Stimme in die Runde, „was da gegenwärtig mit der Aktie des Bremer-Vulkan-Verbundes geschieht. 70.000 Aktien habe ich mir im Laufe der Jahre zugelegt. Meine Aktien hatten einen Durchschnittskurs von rund 100 Mark pro Stück. Jetzt, nach dem Kurssturz der Vulkan-Aktie ist mein Aktienpaket statt 7 nur noch knapp 3 Millionen Mark wert.“

„Da geht etwas nicht mit rechten Dingen zu“, rief jemand aus der Stammtischrunde.

„Na“, fragte Gaby, „habe ich dir zuviel versprochen? Wir haben hier doch einen herrlichen Logenplatz und können alles bestens überblicken. Der Dicke, der gerade seine 4 Millionen Mark Verlust beklagt hat, das ist ein bekannter Kunsthändler.“

„Und dort am Nebentisch, der mit dem jungen Mann am Zechen ist, ist das nicht der Grobian aus dem Schnoor?“ fragte ich.

„Richtig“, bestätigte Gaby, „und der Mann neben ihm ist sein Parteifreund. Die beiden haben auch etwas mit dem Vulkan zu tun und spitzen nun wohl die Ohren, um zu hören, was der Aktien-Sparclub so zu besprechen hat. Vor ein paar Tagen ist in den Bremer Zeitungen eine Großanzeige erschienen. Da wurden zehntausend Mark Belohnung demjenigen versprochen, der Hinweise auf Hintergründe und diejenigen geben kann, die eine gezielte Verleumdungskampagne mit dem Ziel ausgelöst hätten, den Kurs der Vulkan-Aktie so zu drücken, dass ein neuer Großaktionär sich billigst einkaufen kann.“

„Die glauben alle noch den schönen Worten von Hennemann“, sagte ich.

„So ist es“, bestätigte Gaby. „Selbst Profis an der Börse sind in dem Glauben, dass der Bremer Senat und der Vulkan-Aufsichtsrat durch Indiskretionen und Gerüchte die gut gehende Werft an den Rand der Existenzkrise gebracht haben.“

„Man, sind die naiv“, entfuhr es mir.

„Das kann man wohl sagen“, pflichtete Gaby mir bei. Die nächste Lohnauszahlung soll nicht mehr sicher sein, und die Herren Aktionäre hier am Stammtisch halten das alles für ein Gerücht.“

„Aber die Banken haben dem Vulkan doch noch einige 100 Millionen Mark Kredit gewährt“, sagte ich.

Gaby lachte: „Die haben sich auch reichlich abgesichert. Schiffsbeteiligungen und auch die Perle unter den vielen Vulkan-Tochtergesellschaften, die STN Atlas Elektronik GmbH, wurde an die Banken verpfändet. Nur die 50.000 Kleinaktionäre, die werden leer ausgehen und wissen es noch nicht oder wollen es nicht wahrhaben.“

„Es geht hier nicht mit rechten Dingen zu“, war der dicke Kunsthändler wieder am Schimpfen. „Trotz des starken Kursverlustes der Vulkan-Aktie je gibt es hohe Umsätze an der Börse. Mehr als die Hälfte des gesamten Vulkan-Kapitals hat in der letzten Woche den Besitzer gewechselt.“

„Jawohl“, war eine Stimme aus der Runde zu vernehmen, „das hat der Konzernbetriebsratsvorsitzende Karl Heinz Schönberger auch gesagt. Ein breit angelegtes Komplott hat hier in Bremen durch bewußtes Schlechtreden dafür gesorgt, daß sich ein Großaktionär billig beim Vulkan einkaufen kann.“

„Verdammt noch mal“, schimpfte ein anderer, „wem gehört eigentlich der Bremer Vulkan? Wo ist das sogenannte Daimler-Paket geblieben, das einmal vom 40-Prozent-Eigner Bremen nach Stuttgart ging?“

Weitere Fragen und Antworten gingen in lautem Gesang, der von einer Blaskapelle begleitet wurde, unter. Angehörige der Heilsarmee in ihren schwarzen Uniformen hatten den Raum betreten und sammelten für den guten Zweck. Bereitwillig spendeten die geschöpften Vulkan-Aktionäre. Nur der angetrunkene Grobian am Nebentisch, der gab nichts für die Sammelbüchse her.

„Wenn Sie zum Major befördert sind, dann gebe ich Ihnen was!“ lallte er den Mann mit der Sammelbüchse an. Sein Tischnachbar, Geschäftsführer in der Partei des Grobians, wie mir Gaby berichtete, behauptete, Pazifist zu sein und etwas gegen Uniformen zu haben, und darum gebe er auch nichts.

Gaby erzählte mir, daß sie die Musikanten der Heilsarmee einmal mit ihrer Schwester an einem Sonntag zur Mittagszeit in den Ratskeller begleitet hatte. Dort saß im Séparée ein ganz langer Politiker mit seiner Familie am Mittagstisch, der hatte auch nichts gegeben. Aber mit einem strahlenden Lächeln hatte er ihnen die Hand gedrückt. Da ist sein Kollege im Nadelstreifenanzug ganz anders, sagte sie. „Wenn der mit seiner Gattin ausgeht und die Leute der Heilsarmee trifft, gibt er ihnen jedes Mal 20 Mark, und auch die Fußballspieler hier in Bremen verhalten sich sehr großzügig. Nur ein Politiker aus einer anderen Partei, der auch öfters in Bonn zu tun hat, der ist ebenfalls sehr geizig, er gibt jedes Mal 50 Pfennig. Auf der Sielwallkreuzung verköstigt die Heilsarmee einmal in der Woche Bedürftige und Drogenabhängige, die Ärmsten in unserer Gesellschaft, mit warmem Essen. Da gibt es einen Senator, der behauptet, dies ist nur eine Werbeveranstaltung der Heilsarmee. All dies und noch einiges mehr erzählte mir Gaby in aller Eile, während die Heilsarmee singend und musizierend für einen guten Zweck Geld sammelte. Als die Sammlung beendet war, marschierten sie musizierend in ihren schwarzen Uniformen weiter.

„Wer hält die 2,8 Millionen Vulkan-Aktien, die Krupp 1991 für den Verkauf von Atlas Elektronik erhalten hat?“ war eine Stimme aus der Runde zu vernehmen.

„Und da behauptet Hennemann, es gäbe keinen Großaktionär, die Vulkan-Anteile seien breit gestreut“, erklang eine andere Stimme.

Der Kunsthändler rief: „In den letzten 17 Jahren hat der Vulkan keine Dividende gezahlt, hat also für Anleger keine Rendite erwirtschaftet. Trotzdem hat ein Unbekannter in den letzten 10 Jahren eine Kapitalerhöhung von 88 auf 732 Millionen Mark finanziert. Ich verstehe das nicht!“

„Die Thyssen-Industrie ist der mysteriöse Aufkäufer“, rief ein anderer. „Mit Blohm + Voss in Hamburg und den Emdener Nordseewerken haben die schon zwei Großwerften unter ihrem Dach. Darum ist denen der Vulkan schon lange ein Dorn im Auge.“

„Das könnte sein“, antwortete der Kunsthändler. „Die Commerzbank, Hauptgläubiger des Vulkan-Verbundes, ist auch bei Thyssen stark engagiert. Die haben gerade ein 17-Prozent-Paket für 1,4 Milliarden Mark von der Familie Graf Zichny-Thyssen aus Argentinien erworben.“

„Das heißt, in einem neuen Großverbund unter der Thyssen-Führung ist für die Vulkan-Werften und ihre Beteiligungen kein Platz. Die Betriebe werden dichtgemacht. Ihr werdet sehen!“, antwortete jemand.

Betroffen sahen sich die Mitglieder vom Aktien-Sparclub an, das konnten, das wollten sie nicht glauben.

Schwupp. Mit einem Sprung saß Babsy zwischen uns.

„Na, war es schön?“ fragte Gaby, und etwas Mißgunst lag in ihrer Stimme.

„Ja“, antwortete Babsy, „es war sehr schön mit Garfield. Wir...“

Ich unterbrach sie. „Kommt, laßt uns gehen. Ich möchte wieder nach Hause.“

„Jetzt schon?“ fragten meine Schwestern erstaunt.

„Ja, jetzt schon. Bello, Frieda und Jan werden mich schmerzlich vermissen, das kann ich denen nicht antun. Aber ich komme bestimmt mal wieder vorbei.“

Wir schlenderten durch die engen Gassen im Schnoor in Richtung Weser und kamen an einem Haus vorbei, an dem zwei rote Lampen im Eingangsbereich brannten.

„Hier ist es, hier arbeitet Heike“, berichteten mir meine beiden Schwestern.

Vorne auf einem großen Platz hielt ein Taxi. Der Fahrgast stieg aus und eilte mit hastigen Schritten auf den Bareingang zu. Energisch drückte er auf den Klingelknopf. Verwundert blinzelte ich mit den Augen - das ist doch, richtig, das war Egon, der dort mit seinem Taxi stand.

Mit den Worten: „Ich werde mir ein Taxi nehmen, das ist bequemer“, verabschiedete ich mich von Gaby und Babsy.

„Wir sehen uns wieder, grüßt die Mutter, wenn ihr sie seht“, rief ich noch im Davonlaufen und sprang mit einem gewaltigen Satz auf die Kühlerhaube von Egons Taxi.

Der sah mich im ersten Moment ganz verärgert an. Dann erkannte er mich.

„Max, du alter Streuner“, rief er glücklich, stieg aus und nahm mich auf den Arm. „Da wird in Walle die Freude aber groß sein, daß du wieder da bist. Wir haben schon geglaubt, daß dich ein Auto überfahren hätte.“

Im mollig warm geheizten Wagen fuhr mich Egon im Bremer Schmuddelwetter nach Hause.

## Kater Max ist wieder zu Hause in Bremen Walle

So kam der Januar 1996 - ich hatte es schon berichtet, daß Hennemann im letzten Jahr auf Druck der Banken sein Amt als Chef des Vulkan niederlegen mußte. Hennemann klebte an seinem Stuhl, und es konnte kein Nachfolger für ihn gefunden werden, denn es gab kaum ein Unternehmen in Deutschland, das solch einen schlechten Ruf hatte wie der Bremer Vulkan.

Gleich am Anfang des Jahres regten sich Jan und Egon wieder fürchterlich auf. Bremen mußte nach einem Vergleich von geforderten 4,7 Millionen Mark 1,75 Millionen Mark an die Hans-Wendt-Stiftung, die traditionell in der Kinder- und Jugendarbeit engagiert ist, bezahlen. Der Geschäftsführer dieser Stiftung hatte Millionen unterschlagen, und hochrangige Politiker, darunter der jetzige Bürgermeister Scherf, die für die Kontrolle zuständig waren, hatten offenbar ungenügend die Aufsicht geführt. Da dies mit dem Vulkan, von dem ich ja hauptsächlich berichten will, nichts zu tun hat, werde ich auch nicht weiter darauf eingehen. Aber auch im Vulkan wurde eine mangelnde Aufsicht der Politiker im Aufsichtsrat vermißt.

Ich kann mich noch gut erinnern, wie Jan schimpfte: „Weil unsere gut bezahlten Politiker ihrer Aufsichtspflicht nicht nachkommen, müssen wir mit unseren Steuergeldern für den Schaden aufkommen.“

Auch Bremens ehemaliger Bürgermeister Hans Koschnick saß im Aufsichtsrat vom Vulkan, konnte aber keine Aufsicht führen, da er 1994 zum EU-Sonderbeauftragten für Mostar ernannt wurde. Er war weit weg von Bremen und blieb auf Wunsch der Vulkan-Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat. Von seinen Genossen ließ er sich sagen, daß es dem Vulkan gut gehe und daß er sich keine Sorgen zu machen brauche. Wegen seiner Verpflichtung in Mostar konnte er auch nicht am 11. September 1995 an der schon erwähnten entscheidenden Sitzung des Kontrollgremiums teilnehmen, in der Vorstandschef Hennemann und zwei weitere Führungskräfte gefeuert wurden.

„Ich galt als einer, derjwd sitzt“, sagte Koschnick später, im Sommer 1997, vor dem Untersuchungsausschuß.

Jan schimpfte weiter. „Mit den Herren Schönberger und Klaus Teichmüller, Chef des IG-Metall-Bezirks Küste, saßen auch Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat. Ich glaube, die haben uns nur Sand in die Augen gestreut. Auch Koschnick und unser ehemaliger Finanzsenator, Claus Grobecker, saßen im Aufsichtsrat. Wo war denn die Aufsicht? Waren alle diese Herren dieser Aufgabe nicht gewachsen? War das für diese Herren nur ein besonders lukratives Zubrot? Verbunden mit blindem Vertrauen gegenüber dem Vorstand, der schon alles richtig machen würde? Statt Manager zu holen, die etwas von ihrem Fach verstehen, hat sich der Bremer Filz für Parteibuch-Qualifikation entschieden. Da kam es nur auf die richtigen Beziehungen an. Werden die Herren Aufsichtsräte, die gar nicht gemerkt haben, was da gelaufen ist, jetzt zur Rechenschaft gezogen? Von denen werde ich keinen auf der Wartebank im Arbeitsamt wiedersehen. Die haben für den Rest ihres Lebens ausgesorgt. Wir Arbeiter sind wieder einmal die Dummen! Wir werden entlassen!“

Bello und ich, wir konnten Jan verstehen, wie er da am Schimpfen war. Es war so maßlos traurig, daß der Arbeiter mal wieder der angeschmierte war. Ein Größenwahnsinniger, der schalten und walten konnte wie er wollte, im Vorstand umgeben von Ja-Sagern, hatte sie ins Unglück gestürzt.

Und was war aus Hennemann geworden? Auch das war Anfang Januar in der Zeitung zu lesen. *Hennemann berät jetzt Unternehmen*, lautete die Überschrift. Und es folgte der Name seiner Firma in der Parkallee, *3H Holding & Consulting GmbH*.

Ein paar Tage nach dieser Meldung schaute Egon mal wieder auf seinen obligatorischen Kaffee vorbei.

„Möchte mal wissen“, sagte Jan zu Egon und Frieda, „welche Firma sich von Hennemanns 3H Holding & Consulting GmbH beraten läßt.“

„Er könnte doch als gelernter Apotheker seiner Frau in Schwachhausen in der Apotheke helfen“, meinte Frieda.

„Lieber nicht“, antwortete Jan, „da könnte er Unheil anrichten und die verkehrten Verpackungen über den Ladentisch reichen, das kann Menschenleben kosten.“

Egon hatte in der Zeitung weitergeblättert. „Hier“, sagte er, „hier steht ein Leserbrief in bezug auf Hennemanns neue Firmengründung. Ich les mal vor: *Es wurde höchste Zeit, daß Dr. Hennemann einmal sieht, was es heißt, ohne die öffentliche Hand im Rücken Geld verdienen zu wollen. Ich wünsche ihm viel Glück.*“

„Im Prinzip hat der Leserbriefschreiber recht, aber er irrt sich“, sagte Jan.

Abwartend sahen ihn Egon und Frieda an und er antwortete: „Wenn ich zwei Millionen Mark Abfindung erhalten würde und dazu eine Sekretärin und einen Dienstwagen auf 5 Jahre und - nicht zu vergessen - eine fünfstellige Pension, dann kann ich auch solch eine Schau mit einer Firma Holding & Consulting abziehen. Davon sollten wir uns nicht blenden lassen, schließlich hat Hennemann oft genug bewiesen, daß Schaumschlägerei sein Fach ist.“

„So sieht das aus!“ sagte Egon.

„Ja, so sieht das aus! Wir werden verarscht noch und noch.“ „Aber hier“, sagte Egon, „im Wirtschaftsteil der Zeitung vom 23. Januar steht, Henning Scherf, Ulrich Nölle und auch der neue Vorstandschef des Bremer Vulkan, Udo Wagner, dementieren Berichte, nach denen der Konkurs der Werftengruppe bevorstehe und man jeden Tag mit dem Schlimmsten rechnen müsse. Die Liquiditätsprobleme, so die drei ‚Krisenmanager‘, seien gelöst.“

„Na, hoffentlich“, seufzte Frieda, „das ist ja solch eine Belastung für die Beschäftigten und ihre Angehörigen. Damals auf der AG ‚Weser‘ und jetzt schon wieder. Das ist nervlich nicht auszuhalten.“

„Das macht die Kollegen krank“, ergänzte Jan. „Ein Außenstehender kann sich gar nicht vorstellen, wie das psychisch belastet. Ich bin ja aus dem Schneider, die Kinder sind groß und aus dem Haus, und mein Haus ist bezahlt. Aber so manch junger Kollege von mir, der eine Familie gegründet hat, der tut mir so leid.“

Einen Tag später lautete die Überschrift in den Bremer Tageszeitungen: *Finanzsenator U. Nölle: Mit dem Bremer Vulkan geht es von heute an bergauf* „Wenn sich da unser Finanzsenator man nicht irrt“, meinte Egon.

Egon behielt recht, der Bürgermeister und Finanzsenator Nölle irrte sich. Es war schon lange her, daß es mit dem Bremer Vulkan bergauf gegangen war. Im Jahr 1987, da machte der Vulkan einen Verlust von 179 Millionen Mark und stand vor dem Konkurs. Im November 1987 trat Hennemann seinen Posten als Vorstandschef an. 1989 begann die Gewinnschwelle, und 1990 hatte der Vulkan einen Jahresüberschuß von 35 Millionen Mark. 1991 und 1992 waren auch gute Jahre. Hennemann wies Jahresergebnisse von 74 Millionen und 75 Millionen aus. Doch dann begann die halsbrecherische Expansion. So wie andere Briefmarken sammeln, kaufte Hennemann marode Firmen, die große Verluste einbrachten und viel Kapital banden.

Soweit zu der Überschrift des Artikels vom 24. Januar, in dem Finanzsenator Nölle behauptete, mit dem Bremer Vulkan ginge es von heute an bergauf.

Das war in kurzen Worten der Januar 1996, und nun will ich nur noch das Wichtigste zusammenfassen, das mir in den kommenden Monaten im Gedächtnis haften blieb, während ich mit meinem Freund Bello auf der Fensterbank lag und Egon auf einen Kaffee vorbeischaute.

## Februar 1996

„Wieso hat eigentlich der Hennemann seine Konzernzentrale für viel Geld von Vegesack zum Domshof verlegt?“ wollte Frieda wissen. „Die haben doch in Vegesack auf dem Werftgelände ein großes, modernes Verwaltungsgebäude!“

„Das war ihm wohl nicht fein genug, so hatte er engeren Kontakt zum damaligen Bürgermeister Wedemeier, der saß ja gleich in seinem feinen Amtszimmer um die Ecke im Rathaus, und Bismarck guckte ihm von seinem Reiterstandbild direkt ins Fenster“, antwortete Jan.

„Und wenn Wedemeier aus dem Fenster seines Arbeitszimmers guckte und seinen Hals nach links drehte, dann konnte er Hennemann am Fenster sehen“, ergänzte Egon, „der guckte nämlich gern aus dem Fenster.“

„Dann brauchten die ja gar nicht zu telefonieren“, meinte Frieda.

„Nee“, sagte Egon, „die haben sich in Zeichensprache verständigt, so konnte keiner mithören, was da für Mauscheleien gelaufen sind, und der alte Bismarck auf seinem Gaul war Zeuge. Dem werden die Augen übergegangen sein.“

Sie lachten über den Witz, und ich dachte, vielleicht war es wirklich so.

„Jedenfalls haben wir gestern“, sagte Jan, „auf dem Domshof vor der Konzernzentrale demonstriert. Das hat leider alles nichts gebracht, der Aufsichtsrat mußte Vergleich anmelden, aber meine Kollegen und ich waren doch erstaunt, als wir unter uns einen Demonstranten wahrnahmen, mit dem wir nicht gerechnet hätten. Der Vater dieses Demonstranten ist einmal Elektriker auf der Vulkan-Werft gewesen.“

„Na und“, unterbrach ihn Egon, „mein Vater war auch Elektriker auf der AG ,Weser“.

„Ja“, antwortete Jan, „aber du bist nicht Chef der AG ,Weser“ geworden.“

„Was hat das denn damit zu tun?“ fragte Egon mißmutig. „Dieser Demonstrant, von dem ich erzähle, das war nämlich Hennemann. Sein Vater ist einmal Elektriker auf der Vulkan-Werft gewesen.“

„Ach“, sagte Egon und war baff, „gegen was hat der denn demonstriert?“

„Das haben wir uns auch gefragt. Henning Scherf hielt eine kämpferische Rede, zeigte auf die Konzernzentrale vom Vulkan und sagte: *Wir werden die da oben nicht aus der Verantwortung lassen!*“

„Was sich Hennemann bei Scherfs Worten wohl gedacht hat“, sinnierte Frieda.

„Wohl gar nichts“, antwortete Jan, „denn der hatte sich die Ohren zugebunden.“

„Der hatte sich die Ohren zugebunden?“

„Ja, der hatte sich ein blaues Stirnband um den Kopf gebunden und hat zu Scherfs Worten heftig Beifall geklatscht.“

„Habe ich ja schon früher gesagt, daß der Mann krank ist“, deutete Egon das Verhalten von Hennemann. „Der Vulkan soll unter Hennemann 900 Millionen Mark zweckentfremdet haben, um im Mutterkonzern Finanzlöcher zu stopfen.“

„Diese 900 Millionen hatte die damalige Treuhand-Anstalt ausschließlich für die Modernisierung der ostdeutschen Werften ausgezahlt“, ergänzte Jan.

„Und nun“, sagte Frieda, „bittet der EU-Kommissar van Miert um Aufklärung.“

Egon meinte: „Der van Miert wundert sich bestimmt, daß bei den Deutschen, die über Betrug in der EU immer am lautesten meckern, solch eine Sauerei passiert.“

„Das wird für den Mann bestimmt ein Schock gewesen sein“, meinte Frieda, „mit den stets korrekten, ehrbaren Deutschen solch eine Erfahrung zu machen. Wie kann man Geld, das einzig und allein für die Ostwerften vorgesehen war, zweckentfremden? Das ist Betrug!“

„Das gesamte Management der Vulkan-Werft hätte man zur Papenburger Meyer-Werft schicken sollen, um sich fehlende Kenntnisse anzueignen. Denn die können große Pötte mit schwarzen Zahlen bauen. Die sind mit ihren Schiffskonstruktionsprogrammen auf dem Computer absolut die Fortschrittlichsten“, meinte Jan.

„Vor ein paar Tagen“, sagte Frieda, „da stand in der Zeitung, auf einer Aktionärsversammlung hätten 50.000 Anteilseigner Anspruch auf Schadenersatz angekündigt.“

Jan lachte. „Schadenersatz? Wer soll denen denn Schadenersatz zahlen? Es ist kein Geld mehr vorhanden!“

Egon winkte ab. „Das ist eben das Risiko der Börsenspekulanten“, sagte er. „Wird Geld gemacht, wird die Klappe gehalten und kassiert. Läuft es anders als gedacht, wird wehleidig geklagt und ein Schuldiger gesucht. Das Geld ist futsch! Irgendwann werden das auch die Aktionäre begreifen müssen.“

„Udo Wagner, seit dem 1. Februar offiziell neuer Vorstandsvorsitzender des Bremer Vulkan, hat den Kurs der Bremer-Vulkan-Aktie aussetzen lassen“, ergänzte Jan.

„Und auf einer Großdemo am 22. Februar in Bremerhaven, da wollte auch Hennemann vor 20.000 Menschen sprechen, doch sein Ansinnen wurde abgelehnt“, sagte Frieda.

Der daraufhin von Jan und Egon gemeinsam vorgebrachte Kommentar bestand aus einem Wort: „Tragisch!“

„Es ist auch tragisch, daß wir das Kreuzfahrtschiff ‚Costa II‘ nicht weiterbauen können“, sagte Jan.

„Es ist kein Geld mehr da, und die Banken fordern immer neue Sicherheiten, und diese notwendigen Bürgschaften müssen von der EU genehmigt werden. Aber die EU will erst mal volle Aufklärung, bevor es neue Genehmigungen für Bürgschaften gibt. Dabei hatte sich die EU nach der Wende sehr großzügig gezeigt, als sie die Ost-Werften in Mecklenburg-Vorpommern dem Bremer Vulkan zukommen ließ.“

„Was will der Vulkan den Banken noch an Sicherheiten bieten?“ fragte Egon. „Alles, was noch etwas wert ist, das ist doch schon längst verpfändet. Da hilft alles nichts, nun mußte der neue Vulkan-Chef, Udo Wagner, am 21. Februar Vergleich anmelden. Die Ostfirmen verloren rund 1,3 Milliarden Mark ihrer Gelder. Dazu zählen Subventionen sowie Guthaben von MTW, die auf Geheiß Hennemanns ohne Sicherheiten nach Bremen überwiesen werden mußten. Es gibt Leute, die sagen, der Vulkan war eine riesige Beschäftigungsgesellschaft, die von Hennemann mit öffentlichen Geldern trickreich finanziert wurde.“

„Und nun liegen gegen Hennemann mehrere Strafanzeigen vor“, sagte Frieda. „Es wird Hennemann und Co Bilanzfälschung, Subventionsbetrug und Veruntreuung vorgeworfen. Schließlich hat die EU dem mit 1,5 Milliarden Mark an Investitionsgeldern subventionierten Verkauf der ostdeutschen Schiffbaubetriebe an den Vulkan nach langem Zögern nur mit der Bedingung zugestimmt, daß sich der Vulkan mit einer Eigenleistung von 780 Millionen Mark an dem Umbau der Ost-Betriebe beteiligt. Allein mit Staatsgeld, das war die Voraussetzung für die Subventionen, durften die Ost-Betriebe nicht modernisiert werden.“

„Auf diese Vertragsbedingungen ist Hennemann doch nur zum Schein eingegangen“, sagte Egon, „um an das Geld zu kommen. Der Vulkan war doch gar nicht in der Lage, diese zugesagten Gelder aufzubringen.“

„Das heißt“, sagte Jan, „wenn Hennemann und Co - zu und Co zähle ich auch den Vulkan-Finanzchef Günter Smidt - gewußt haben, daß sie das Geld gar nicht aufbringen können, dann liegt Subventionsbetrug vor.“

„Richtig!“ bestätigte Egon. „Und dafür geht man normalerweise für einige Jahre in den Knast.“

„Normalerweise“, wiederholte Frieda. „Was ist bei uns noch normal?“

„Jedenfalls“, sagte Egon, „hat sich unser Bundeskanzler blamiert. Er verließ sich allzusehr auf die Beschwichtigungen der Nachfolgerin der Treuhand, der Bundesanstalt für vereinigungsbedingte Sonderaufgaben, BvS. Noch im Dezember letzten Jahres ließ er die besorgten Ostler wissen, es gebe keinerlei Hinweis auf eine vertragswidrige Verwendung von Fördermitteln, und Schwerins Wirtschaftsminister Ringstorff behauptet, eine Kontrolle der Fördergelder-Verwendung habe über Jahre nicht stattgefunden.“

„Das ist aber peinlich“, meinte Frieda.

„So kann man es auch sagen“, fuhr Egon fort, „beim Vulkan hat eine Art Konkursverschleppung mit öffentlichen Geldern stattgefunden. Die Bremer Werften könnten heute so wettbewerbsfähig wie die Meyer-Werft in Papenburg oder die norwegische Kvaerner-Werft sein, wenn nur ein Bruchteil der vielen Steuergelder in die Betriebe und nicht in Luftschlösser investiert worden wäre. Sowohl die Meyer-Werft als auch die Kvaerner-Werft behaupten sich auf dem Weltmarkt gegen die Konkurrenz aus Japan und Korea.“

## März 1996

„Habt ihr schon gehört?“ fragte Egon und ließ sich auf das Sofa fallen. „Hennemann macht jetzt eine politische Karriere in der SPD.“

„Ach nee“, staunte Frieda. „Wofür können die ihn denn gebrauchen?“

„Als Landesdelegierten“, war die Antwort. „Er ist vom SPD-Ortsverein Lüssum-Bockhorn zum Delegierten für Landes- und Unterbezirksparteitage gewählt worden. Ohne Gegenstimme! Es gab nur zwei Enthaltungen.“

„Das verstehe ich nicht“, staunte Jan.

„Was verstehst du nicht, daß es nur zwei Gegenstimmen gab?“ fragte Egon.

„Das auch, aber daß er im SPD-Ortsverein Lüssum gewählt wurde. Da wohnt er doch gar nicht mehr. Der wohnt doch in Schwachhausen. In der Nähe der Marcusallee, da müßte er doch dort im SPD-Ortsverein Mitglied sein.“

„Ja, Jan“, seufzte Egon, „das sind so die Ungereimtheiten in der Politik, da kann man so manches nicht verstehen.“

„Das muß ja eine große Ehre für den Hennemann sein, daß seine Parteifreunde nach alldem noch so hinter ihm stehen“, meinte Frieda.

„Nicht nur das einfache SPD-Mitglied stand hinter ihm“, sagte Jan. „Nein! Unsere ehemalige Arbeitssenatorin Sabine Uhl und auch dein Vulkan-Betriebsratsvorsitzender, Hasso Kulla, setzten sich für ihn besonders ein. Unsere ehemalige Arbeitssenatorin hat gesagt: *Warum soll er das auch nicht werden? Er hat politische Weitsicht und kann gut argumentieren.*“

Sprachlos schüttelten Frieda und Jan den Kopf.

Egon fuhr fort: „Und ein anderer wichtiger Sozialdemokrat, der namentlich nicht genannt wurde, soll gesagt haben: *Der Friedrich hat ja jetzt auch wieder mehr Zeit, sich besser um die Partei zu kümmern.*“

„Na“, meinte Jan, „wenn der sich jetzt um die SPD kümmert, dann geht es mit der wohl hier genauso abwärts wie mit dem Vulkan. Das darf doch wohl nicht wahr sein, daß der noch in ein Amt gewählt wurde. Raus schmeißen müßte man den, in hohem Bogen!“

Ein paar Tage später war Egon wieder da und fragte: „Sag mal, Frieda, was würdest du machen, wenn du deinen Garten neu anlegen willst?“

„Dann würde ich mit Jan zusammen zum Spaten greifen, und du, so wie wir dich kennen, du würdest uns bei der Umgestaltung helfen.“

„Richtig“, bestätigte Egon Friedas Aussage, „und wenn ihr etwas an eurem Haus zu machen hättet, mit meiner Hilfe könntet ihr immer rechnen.“

„Egon“, fragte Jan, „du machst mich neugierig, worauf willst du hinaus?“

„Nun ja“, antwortete Egon, „es gibt Leute, die haben Geld, die könnten damit Fachfirmen beauftragen, Gartenbaubetriebe, Baufirmen und wer dafür so alles zuständig ist. Wenn diese Firmen Aufträge bekommen, dann kurbelt das ja die Wirtschaft an.“

„Du sagst es!“ bestätigte Frieda.

„Aber - da gibt es zum Beispiel den Finanzchef vom Bremer Vulkan. Günter Smidt heißt der gute Mann, der hat gar nicht daran gedacht, auf diese reelle Art die Wirtschaft anzukurbeln.“

„Hat der schwarzarbeiten lassen?“ unterbrach ihn Frieda. „Nee, Schwarzarbeit kann man das eigentlich auch nicht mehr nennen, der hat die Arbeiter vom Vulkan während ihrer Arbeitszeit bei sich zu Hause arbeiten lassen. Quasi zum Nulltarif! Er brauchte die Arbeiter ja nicht zu bezahlen.“

„Das heißt, die Werftarbeiter wurden vom Vulkan bezahlt und haben privat bei dem Herrn Smidt gearbeitet?“

„Du sagst es!“

Jetzt schaltete sich Jan in das Gespräch ein. „Egon, ich sagte es schon, du machst mich neugierig; was ist denn da wieder für eine Sauerei gelaufen?“

Egon holte tief Luft und fing an zu erzählen: „Herr Smidt hat ein bildschönes Anwesen. 10.000 Quadratmeter Grundstück mit einem Reetdachhaus, Pferdekoppel, Pferdestall, Abreiteplatz, Teich, Brunnen und einem Teehaus; was immer das sein mag. Selbstverständlich finden sich auf diesem riesengroßen Grundstück auch befestigte Spazierwege. Entwurf, Planung, Organisation und Überwachung sind vom Baubüro der Vulkan-Werft durchgeführt worden.“

„Da kannst mal sehen, wie flexibel die im Baubüro sind“, meinte Jan. „Die können nicht nur Schiffe bauen.“



„Auch der Leiter des Vulkan-Baubüros soll während seiner normalen Arbeitszeit für Smidts Bauprojekt tätig gewesen sein“, fuhr Egon fort. „Nach Fertigstellung sind alle Daten über das Anwesen im Computer des Bremer Vulkan gelöscht worden. Normalerweise wären für diese Arbeiten 500.000 Mark fällig gewesen.“

„Und diese 500.000 Mark hätten die Wirtschaft angekurbelt!“ sagte Jan. „Die fehlen nun. Das ist ja auch irgendwie Steuerhinterziehung, denn bei einer realen Auftragsvergabe wäre auf diese Summe Mehrwertsteuer fällig gewesen. Das sind 75.000 Mark, die dem Staat allein an Mehrwertsteuer entgangen sind.“

„Jetzt weiß ich auch, warum immer vom VEB-Vulkan, volkseigener Betrieb Bremer Vulkan, gesprochen wird“, sagte Frieda. „In der ehemaligen DDR soll es doch auch so gewesen sein, daß die Arbeiter während ihrer Arbeitszeit zu Hause bei den Funktionären Haus und Garten in Ordnung gebracht haben.“

„Ich möchte nicht wissen, was da noch so alles gelaufen ist und nicht in Ordnung war“, sagte Jan ahnungsvoll.

„Solche Kungeleien haben zwar nicht zu der schwierigen wirtschaftlichen Lage des Vulkan geführt“, meinte Egon, „aber es kommt eins zum anderen. Allein die monopolspielerischen Firmenkäufe des Herrn Hennemann waren kaufmännischer Selbstmord. In der Autoindustrie ist die Risikostreuung so breit wie möglich gemacht worden. Es wurde dort in bezug auf eigene Zulieferindustrie kräftig abgespeckt. Fremdfirmen werden noch und noch herangezogen.“

„Aber der frühere Daimler-Chef, Edzard Reuter, der hat es genauso wie Hennemann gemacht. Der kaufte auch ein Unternehmen nach dem anderen und hinterließ ein Milliarden-Desaster“, sagte Jan.

„Daraus hätte Hennemann ja etwas lernen können“, meinte Egon.

„Vielleicht ist der Hennemann ein Spieler“, warf Jan ein. „Schließlich war es doch so etwas wie ein riesiges Roulettspiel, das er da mit seinen Firmenaufkäufen fabriziert hat. Nach dem Motto ‚Rot oder Schwarz‘. Bringt die Firma rote oder schwarze Zahlen.“

„Nur, daß es nicht sein Geld war, das er bei diesem Roulettspiel eingesetzt hat“, antwortete Egon ganz trocken.

„Hennemann wollte nicht nur im Schiffbau und in der maritimen Elektronik Weltmarktführer werden“, schimpfte Jan, „auch im Maschinen- und Anlagenbau. In seinem Konzern sollte alles selbstgemacht werden. Diese Zukäufe waren meistens teure Flops. Wenn er sie wenigstens, als er die Verluste erkannte, wieder verkauft hätte.“

„Wenn sich Beamte zu Managern berufen fühlen, da kann man mal sehen, was dabei rauskommt“, sinnierte Egon. „Schuster, bleib bei deinem Leisten.“

„Apropos Beamte“, mischte sich Frieda ein. „Der Vulkan soll ein Tummelplatz für beurlaubte Beamte gewesen sein. So boten sie Herrn Hennemann, der, wie du eben erwähntest, auch aus der Beamtschaft kam, gern ihre Dienste an. Das gab ein schönes Zubrot zum Beamtengehalt. Meine Freundin erzählte mir gestern, Horst-Jürgen Lahmann, ehemaliger Oberregierungsrat, FDP-Mitglied und jetzt Beauftragter des Senats der Freien Hansestadt Bremen in Berlin, ließ sich eine Nebentätigkeit beim Vulkan genehmigen, da er über Kenntnisse der einschlägigen Vorschriften des Europäischen Rechts verfügt. 500 Mark Aufwandsentschädigung soll er pro Tag vom Vulkan erhalten haben. Zusätzlich sollen ihm Fahrt- und Übernachtungskosten, Mehraufwand für Verpflegung und Telefongebühren erstattet worden sein. Die Zeit durfte er sich frei einteilen.“

„Nicht schlecht“, staunte Egon. „Schließlich bezieht Herr Lahmann ein Staatsgehalt von 150.000 Mark. Davon können wir nur träumen.“

„Im Oktober letzten Jahres“, berichtete Frieda weiter, „als der ganze Vulkan schon am Wackeln war, da reichte Lahmann Rechnungen über 84.000 Mark ein. Bei einer Überprüfung Anfang dieses Jahres hat man festgestellt, daß ein erheblicher Teil der von Herrn Lahmann in die Rechnungen einbezogenen Leistungen nicht belegt war.“

„Na, Frieda, du scheinst von deiner Freundin in der Vulkan-Buchhaltung ja reichlich mit Insider-Wissen versorgt zu werden“, sagte Egon.

Frieda antwortete: „Das muß doch alles mal an die Öffentlichkeit. Immer wieder mußte Finanzsenator Claus Grobecker mit Geld und Bürgschaften aushelfen. Gab es Probleme, meldete sich Sozialdemokrat Hennemann bei Bürgermeister Wedemeier und drohte mit Entlassungen. Dies zu erfahren, darauf hat die Öffentlichkeit ein Recht.“

„Na, den Wedemeier hat der Hennemann bestimmt nicht so abgefertigt, wie er es mit den Leuten aus dem Vorstand gemacht hat, wenn er ihnen seine verlogenen Berichte schmackhaft machte“, sagte Egon. „Da war sein Lieblingssatz: *Ich darf ihnen dazu die Regularien erklären*. Einwände mußten die Vorstände schriftlich formulieren. *Machen Sie bitte einen Vermerk, wir nehmen das zu Protokoll*, sagte er, wenn er eine Diskussion abwürgen wollte.“

„Jedenfalls brauchen bei unserem morgendlichen Kaffeetrinken keine Regularien erklärt zu werden“, scherzte Frieda.

„Und Protokoll führen wir auch nicht“, ergänzte Egon.

„Wo hat das alles hingeführt?“ fragte Jan. „23.000 Kollegen bangen um ihre Arbeitsplätze. Bis zum 30. April ist die Liquidität gesichert. Der Betriebsrat und der Vergleichsverwalter, Jobst Wellensiek, schließen einen Konkurs nicht mehr aus.“

„Tja“, meinte Egon, „nun, da das Kind in den Brunnen gefallen ist, stellen sich alle die Frage, wie konnte das passieren? Hatten sie doch alle im November 1995 Hennemanns Worten geglaubt, dem Vulkan gehe es in seiner Substanz so gut wie nie.“

„Und ich frage mich“, sagte Jan, „hat der ganze Vorstand die Aktionäre und Gläubiger getäuscht und sich dadurch strafbar gemacht, oder haben die nur gepennt?“

„Und ich frage mich“, sagte Frieda, „was mag in Hennemann vorgegangen sein, daß er diesen riesigen Verbund mit den vielen maroden Firmen zusammengeschustert hat?“

Egon zuckte als Antwort mit den Achseln und meinte: „Wie dem auch sei, um noch einmal auf den Verbund zurückzukommen: In Mecklenburg-Vorpommern war es die IG Metall, die die Verbundlösung mit Demonstrationen durchsetzte.“

„Und einer der gewichtigen Fürsprecher für diese Verbundlösung war der damalige Bundesverkehrsminister und Vorsitzende der CDU in Mecklenburg-Vorpommern, Günter Krause“, ergänzte Jan.

Frieda setzte einen drauf, indem sie sagte: „Der ist ja inzwischen auch pleite, und seine Ehe, die ist auch kaputt.“

„Frieda“, sagte Egon, „das Privatleben wollen wir außen vor lassen, sonst könnte ich als Taxifahrer noch ganz andere Sachen erzählen. Jedenfalls gab es schon seit Jahren Hinweise, daß der Vulkan seinen Töchtern im Osten in die Tasche griff. Doch man glaubte immer wieder den Rechtfertigungen Hennemanns, daß alles seine Richtigkeit habe. So bekam Hennemann für seinen ewig klammen Vulkan viel Geld in die Tasche. Allein für die beiden Werften in Wismar und Stralsund erhielt er 1,27 Milliarden Mark an Investitions- und sonstigen Beihilfen.“

„Und keiner hat kontrolliert, ob das Geld auch in die richtigen Kanäle floß?“ fragte Frieda.

„Auf diese Idee kam die Nachfolgesellschaft der Treuhand, die BvS erst, als der Vulkan vor dem Vergleich stand. Da beauftragten sie die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft KPMG mit einem Gutachten. Noch im Dezember letzten Jahres hatte die BvS behauptet, beim Vulkan sei alles in bester Ordnung.“

„Die haben genauso gepennt wie der Vulkan-Vorstand“, sagte Jan. „Alle sind sie Hennemanns großspurigen Floskeln auf den Leim gegangen, haben ihm alles geglaubt, und keiner hat kontrolliert.“

„Alle haben im Vulkan-Vorstand nicht gepennt“, antwortete Egon, „einige haben schon warnend ihre Stimme erhoben. So trat 1993 der Vulkan-Vorstand Timmermann zurück. Er wollte nicht zulassen, daß die Ostgelder widerrechtlich in den Westen gebracht werden. Ein ehemaliger Vorstandskollege sagte: *Timmermann wollte Stacheldraht zwischen Ost- und Westbetrieben ziehen*. Aber Hennemann, der wollte freien Zugriff auf die Milliarden, und das gelang ihm. Mit vielen schönen Worten überzeugte er alle, daß alles seine Richtigkeit habe. Auch die mißtrauisch gewordene Treuhand-Chefin Birgit Breuel ging im August 1994 von der MTW-Schiffswerft in Wismar wieder beruhigt nach Hause, nachdem es Hennemann mit seiner Sprachgewandtheit gelungen war, ihre Bedenken zu zerstreuen. *Wenn das so ist*, sagte sie, *gibt es keine Einwände*. So gaben auch die Chefs der Ost-Werften ihre Bedenken auf.“

„Und jetzt“, sagte Jan, „hat die Treuhand-Nachfolgerin Strafanzeige gegen Hennemann und seine Vorstandskollegen gestellt.“

„Ich schätze“, sagte Egon, „wenn der Hennemann vor der Justiz Rede und Antwort stehen soll, daß er, der bisher immer in so schönen, blumigen Worten alle überzeugen konnte, in ein großes beleidigtes Schweigen verfallen wird. Nach dem Motto: Welch eine Unerhörtheit, ihm, dem stets korrekten Friedrich Hennemann, solche unglaublichen Vorwürfe zu machen. Ihm, einem Mann, der weiß was Sache ist, keinen Glauben mehr zu schenken. Das ist doch unerhört!“ - 34 -

Ende März schaute Egon wieder einmal auf einen Kaffee vorbei. In der Hand hielt er eine Zeitung mit der Überschrift:

*Die Treuhand hat die Kontrolle sträflich vernachlässigt.*

„Wie ich es gesagt habe“, sagte er, „auch die Leute vom Bundesrechnungshof haben jahrelang gewarnt, und keiner hat auf sie gehört. Sie haben die schlampige Vertragsarbeit der Treuhand und mangelhafte Kontrollen bei der Verwendung der Steuermilliarden angeprangert.“

„Und was sagen unsere klugen Politiker zu dieser Verschwendung von Steuergeldern?“ fragte Frieda. Egon blickte in die Zeitung und sagte: „Hier steht, Finanzminister Theo Waigel ließ im Finanzausschuß des Bundestages erklären, eine effektive Kontrolle der Mittelverwertung sei leider vertraglich nicht vorgesehen gewesen.“

„Das ist doch ein Skandal!“ schimpfte Jan.

„Das ist wie in einem Wirtschaftskrimi“, sagte Egon. „Es muß doch geklärt werden, wie diese Verträge zustande gekommen sind, in denen eine Kontrolle nicht vorgesehen war. Wie steht es mit der Verantwortung der Politiker und Treuhand-Manager, die den Vulkan-Chef Hennemann jahrelang gewähren ließen?“

Frieda antwortete: „Die politische Verantwortung für die Folgen übernimmt niemand!“

„Ich bin ja auch nicht ganz blöd“, sagte Jan, „und soviel weiß ich, jede GmbH ist gesetzlich verpflichtet, ihr Kapital zu erhalten. So hätten sie gar nicht zulassen dürfen, daß Hennemann ihnen das Geld wegnimmt und in seinen West-Firmen unterbringt.“

Egon zitierte wieder aus der Zeitung: „Hier steht, daß in einem sogenannten Cash-Vertrag steht, *die Konzerntöchter haben allabendlich sämtliche Barmittel auf ein Zielkonto abzuführen*. Die Rückzahlung war nicht garantiert. *Die Bremer Vulkan AG und die Verbundunternehmen stellen untereinander keine Sicherheiten*, heißt es weiter im Cash-Vertrag. Haftung bestehe nur von der Tochter- zur Muttergesellschaft, aber nicht umgekehrt“

„Und nun sind die Milliarden futsch“, sagte Frieda. „Wie äußern sich denn die Verantwortlichen zu diesem Cash-Vertrag?“ wollte Jan wissen.

Egon guckte wieder in seine Zeitung und las vor: „Dirk Groß-Blotekamp, der Direktor für Vertragsmanagement bei der Treuhandnachfolgegesellschaft BvS sagte, obwohl er über die Einhaltung der Kaufverträge der Ost-Werften zu wachen habe, wozu auch die Verwendung der Fördergelder gehöre, sei ihm der Wortlaut dieses Vertrages nicht bekannt gewesen. Die ungesicherte Herausgabe betrieblicher Eigenmittel an eine Konzernmutter hielt er für eine ‘typische Usance’ des Konzernwesens.“

„Eine typische Usance?“ fragte Frieda. „Was heißt das?“

„Das habe ich heute morgen auch noch nicht gewußt“, antwortete Egon. „Aber ich habe mich im Wörterbuch schlau gemacht. Usance kommt aus dem Französischen und heißt Brauch, Gepflogenheit im Geschäftsverkehr. So, nun wißt ihr Bescheid.“

„Aber der Herr Groß-Blotekamp, der scheint nicht Bescheid gewußt zu haben“, meinte Frieda.

„Dafür kann er sich gewählt ausdrücken, und das konnte Hennemann auf seine kühle, distanzierte Art auch“, sagte Jan.

„Der Vulkan-Manager Timmermann“, sagte Egon, „der blickte durch. Darum hat er auch 1993 nach einem heftigen Streit mit Hennemann um vorzeitige Entbindung aus dem Dienstvertrag als Mitglied des Vorstandes des Bremer Vulkan gebeten. In seinem Kündigungsschreiben wies er darauf hin, daß er in Sorge um die künftige Entwicklung des Vulkan sei, da, abgesehen von den Treuhandgeldern, kaum Geld flüssig sei.“

„Kaum Geld flüssig sei“, wiederholte Jan die letzten Worte. „Da haben die auf der Volkswerft in Stralsund mit dem Bau einer riesigen Schiffbauhalle angefangen. 275 Millionen Mark wurden verbaut, 600 Millionen Mark sollten investiert werden, und nun ist die große Frage, ob diese Schiffbauhalle je zu Ende gebaut wird.“

„Die muß doch fertiggebaut werden“, sagte Frieda, „schließlich hat Bundeskanzler Kohl sein Wort gegeben, daß es im Osten keine Investitionsruinen geben werde.“

„In der BvS spielte man mit dem Gedanken“, fuhr Jan fort, „die Volkswerft in Konkurs gehen zu lassen, um für künftige Verhandlungen mit der EU in Brüssel auf freiwillig erbrachte Opfer verweisen zu können. Auf einer Kabinettsitzung wurden diese Pläne auf den Tisch gebracht.“

„Das haben die Kollegen in Stralsund aber nicht so klaglos hingenommen“, sagte Egon. „Die waren ganz schön sauer und haben sich gewehrt. Sie sperrten den Rügendamm, die einzige Festlandverbindung zu Deutschlands größter Insel. Kilometerlang stauten sich die Lastkraftwagen zu den Rügener Fährhäfen nach Schweden, Finnland und Litauen. Das sollte eine Warnung sein. Als Mahnung ließen sie zwei tonnenschwere Stahlträger zurück. Auf denen stand die Aufschrift: Wir wollen unsere Millionen zurück und: Genug der Worte: TATEN. Der Betriebsrat konnte gerade noch den Plan verhindern, die Rügendammbrücke hochzuklappen, ein Schiff in die Lücke zu fahren und dort auf Grund zu setzen. Damit wäre der Skandinavienverkehr fürs erste beendet gewesen. So aufgeschreckt, setzten sich die ostdeutschen Politiker durch. Es gab weitere Millionen für den Werftausbau, und die BvS machte einen Rückzieher bei der geplanten Stilllegung der Werft in Stralsund.“

„Und ich sage euch“, sagte Jan, „die im Aufsichtsrat des Bremer Vulkan vertretenen Banken haben davon gewußt, daß Hennemann die Verluste der Vulkan-Werft mit den Geldern finanziert hat, die für die Ost-Werften bestimmt waren.“

„Bestimmt haben die davon gewußt“, gab ihm Egon recht und erhob sich bei diesen Worten vom Sofa, „spätestens bei der Krisensitzung Ende August müssen die das gemerkt haben. Darum hat ja auch die Commerzbank, als es um den 300-Millionen-Mark-Kredit ging, von einem Problemchen gesprochen.“ „Nun setz dich mal wieder hin“, sagte Frieda zu Egon, „sonst trifft dich der Schlag. Ich habe gestern abend mal wieder etwas ganz Neues erfahren.“

„Hast mit deiner Freundin geschnackt, die beim Vulkan in der Verwaltung tätig ist?“ fragte Egon. Frieda nickte und fragte: „Kennt ihr die Kanalinsel Jersey?“

„Die Insel ist doch bekannt als Paradies für Steuerflüchtlinge und Briefkastenfirmen“, antwortete Egon.

„Um diesen Steuerbetrügnern entgegenzukommen, sind natürlich auch deutsche Banken über ihre britischen Investmenttöchter auf dieser Insel vertreten“, ergänzte Jan.

„Richtig!“ bestätigte Frieda. „Seit die Steuerfahnder erfolgreich bei deutschen Banken Inhaber von Luxemburger Konten und Aktien-Depots aufgespürt haben, sind die nun mit ihrer Knete auf die nicht zur europäischen Union gehörende Kanalinsel geflüchtet.“

„Und was hat das mit dem Bremer Vulkan zu tun?“ wollte Egon wissen.

„Tja“, sagte Frieda, „da haben so ein paar Typen aus dem Vulkan-Vorstand im August 1993 auf Jersey auch eine Briefkastenfirma gegründet, die *St. John's Shipping Company Ltd.* Im Februar 1994 hat diese Briefkastenfirma dann der Werft in Stralsund ohne jede Vertragsgrundlage drei Rechnungen über je 1.044.900 DM gestellt.“

„Schätze mal“, sagte Jan, „daß diese Rechnungen nicht der Briefträger vorbeigebracht hat.“

„Du sagst es“, pflichtete Frieda ihm bei. „Die wurden von einem Herrn aus dem Vulkan-Vorstand persönlich gebracht. Es war der Hennemann treu ergebene Josef Klar.“

„Natürlich hat Hennemann nichts davon gewußt“, sagte Egon im ironischen Ton.

„Hennemann hat davon nichts gewußt“, bestätigte Frieda.

„Wurden die drei Millionen an die Briefkastenfirma gezahlt?“ wollte Jan wissen.

„Sie wurden, denn die Manager in Stralsund standen vor der Wahl, überweisen oder gehen.“

„Da kannst mal sehen“, sagte Jan, „mit welch kriminellen Machenschaften die Herren sich da oben bereichern; und wir Werftarbeiter wissen nicht, wie es nächste Woche weitergehen soll. Dann läuft die Frist mit unserem Lohn ab, die Wellensiek und Wagner mit dem Vergleich eingeräumt wurde. Drei Monate lang haben wir Arbeiter Konkursausfallgeld bekommen. Nächste Woche sind die drei Monate um! Dann müssen Löhne und Gehälter wieder aus der Konzernkasse bezahlt werden, und die ist bekanntlich leer.“

„Der Vergleich ist nur Schönrederei“, sagte Egon, „damit wird der endgültige Konkurs noch etwas hinausgezögert, damit ihr die Schiffe fertigt und nicht schon jetzt zu Hause bleibt. Euer neuer Chef, der Wagner, hat ja eh nichts mehr zu melden. Seit der Einleitung des Vergleichsverfahrens trifft der Vergleichsverwalter Wellensiek die Entscheidungen.“

So war es. Durch das vorgestreckte Konkursausfallgeld konnte günstiger produziert werden, und die Ostbetriebe in Wismar, Rostock und Stralsund wurden aus dem Vulkan-Konzern herausgelöst. Am 1. Mai erfolgte der Anschluß-Konkurs. Wie schnell hatte sich doch die Lage geändert. Galt ein Jahr zuvor, unter Hennemann, der Vulkan-Konzern noch als vielversprechender Großkonzern, so waren jetzt 4.276 Mitarbeiter aus fünf Vulkan-Verbund-Unternehmen im Lande Bremen bei einer Beschäftigungsgesellschaft mit dem Namen Mypegasus mit befristeten Arbeitsverträgen angestellt.

Alle, auch Jan, hatten mit einem unguuten Gefühl den neuen Arbeitsvertrag mit der Mypegasus-Beschäftigungsgesellschaft unterschrieben. Der Betriebsrat und auch die IG-Metall hatten ihnen gesagt, daß es keine andere Möglichkeit gäbe. Die Mypegasus organisierte Weiterbildung und Umschulungen, und die Finanzierung der Beschäftigungsgesellschaft wurde im wesentlichen von der Bundesanstalt für Arbeit, aus Töpfen des EU-Sozialfonds und aus den Haushalten Bremens und Niedersachsens bestritten. Das gesamte Projekt kostete rund 80 Millionen Mark. Die Werft lieh sich die Arbeiter, die benötigt wurden, von der Beschäftigungsgesellschaft aus. Die anderen hatten Kurzarbeit null.

## Sommer 1996

„Vorbei ist es mit dem Großschiffbau in Bremen“, sagte Egon zu Jan. „Wieder verschwindet eine große Firma mit einem großen Namen aus Bremen. Angefangen hat das in den sechziger Jahren mit Borgward. Der baute für die damalige Zeit hervorragende Autos. Technisch war er der Konkurrenz in vielen Dingen überlegen.“

„Ja“, sagte Jan, und ein resignierender Klang lag in seiner Stimme. „Hier in Bremen sind schon viele Firmen verschwunden, die einmal einen großen Namen hatten. Die Qualität ihrer Produkte machte Bremen einmal weltbekannt. Auf dem AG „Weser“-Gelände, dort, wo wir viele Arbeitsjahre gemeinsam verbracht haben und so manch großen Stapellauf erlebt haben, wo viele unserer Kollegen in der dritten und vierten Generation auf der Werft gearbeitet haben, dort soll jetzt ein Space-Vergnügungspark entstehen.“

„Das wird bestimmt ein Flop“, meinte Egon. „So ein Freizeitpark mit Einkaufszentrum, in dem sich die Arbeitslosen die Langeweile vertreiben können.“

„In einigen Jahren wird es vergessen sein, daß hier einmal Fachleute am Werk waren, denen der Schiffbau im Blut lag“, sprach Jan mit leidvoller Stimme weiter. „Es ist ein großer Imageverlust für Bremen, daß diese Werften nicht mehr vorhanden sind. Mit unseren Häfen ist hier in Bremen auch nicht mehr viel los, und der traditionelle Ruf als weltweit anerkannter Schiffbauplatz, der ist dahin.“

„Kopf hoch, Jan“ sagte Egon, „wir beide können es nicht ändern.“

Frieda kam mit einer Zeitung in der Hand ins Wohnzimmer. „Sagt mal, ihr beide“, sagte sie, „ich lese da immer so Kleinanzeigen in der Zeitung, in denen Doktoren- und Professorentitel für Geld vermittelt werden. Nun hat unser Altbürgermeister Wedemeier auch einen Dokortitel bekommen, seht her.“ Sie schlug die Zeitung auf, zeigte auf den Artikel und fragte: „Ob Wedeklaus den auch gekauft hat?“

Erstaunt sahen Egon und Jan Frieda an.

„Was sagst du da?“ fragte Egon, nahm ihr die Zeitung aus der Hand und fing laut an zu lesen: „Hier steht, die Ehrendoktorwürde im Status des Dr. der Rechtswissenschaften ist dem früheren Angestellten im Elektrogroßhandel, Klaus Wedemeier, von einer amerikanischen Bildungsanstalt, dem Dickinson College im US-Staat Pennsylvania verliehen worden. Weiter steht hier, daß das Dickinson College keine Universität ist.“

„Herr Doktor — das paßt ja zu seiner Eitelkeit“, unterbrach ihn Frieda.

Ironisch sagte Jan: „Im fernen Amerika haben die gemerkt, daß es in Deutschland eine Stadt mit dem Namen Bremen gibt und daß in dieser Stadt ein Klaus Wedemeier wohnt, der noch einen Dokortitel zu seinem Glück benötigt.“

„Für seine Integrität und Humanität sowie sein moralisches Engagement soll er damit gewürdigt werden“, zitierte Egon aus der Zeitung.

„Sagtest du Intrigität?“ fragte Frieda.

„Ach Frieda, sei doch nicht so gehässig, für seine Integrität, nicht Intrigität, hat er den Doktor bekommen“, beantwortete Egon Friedas Frage. „Weiter steht hier, daß das besagte College nicht berechtigt ist, Doktorgrade zu verleihen. Dies wurde von der Gutachterstelle der Kultusministerkonferenz betont. Da dieses Institut in den einschlägigen und internationalen Listen ausdrücklich unter der Rubrik ‚Kein Promotionsrecht‘ aufgeführt ist und diese Einstufung auch für Deutschland verbindlich ist. So darf die Führung des Titels Dr. h.c. auf dieser Grundlage nicht genehmigt werden.“

„Dann kann er sich ja privat zu Hause mit Herr Doktor anreden lassen“, meinte Frieda, und Jan ergänzte: „Herr Generalmanager Dr. Wedemeier!“

„Vergessen wir Herrn Dr. Wedemeier“, sagte Egon, „mal sehen, was sonst noch so in der Zeitung steht.“ Er blätterte weiter. „Hier“, sagte er, „hier steht: *Grünes Licht für Bau von Fregatten. Gegen die Stimmen von Bündnisgrüne und PDS hat der Verteidigungsausschuß des Bundestages dem Bau von Fregatten der Klasse F 124 zugestimmt. Kosten: 3 Milliarden Mark.*“

„Da sind die Folgekosten für Unterhalt, Personal und auch die späteren Verschrottungskosten noch nicht berücksichtigt“, unterbrach Jan.

„Da hast du recht“, sagte Egon. „Der praktische Nutzen, den solche Fregatten erfüllen sollen, ist mir auch nicht klar. Verteidigungspolitische Gründe können es nicht sein, es schafft zwar Arbeitsplätze, wie beim geplanten Jäger 90 oder Jäger 2000, wie auch immer der Vogel heißen soll. Aber was soll das? Hier steht, der gesamte Fregattenbau wird ein Volumen von 3 Milliarden Mark haben und 8 Jahre lang rund 2.000 Menschen beschäftigen.“

„Na toll“, meinte Frieda. „Würden diese 3 Milliarden Mark an die 2.000 Beschäftigten ausgezahlt werden, dann hätte jeder statt 8 Jahre Arbeit ein Vermögen von 1,5 Millionen Mark, und die Aktionäre würden leer ausgehen. Diese 1,5 Millionen Mark würden auf dem Zinsmarkt jedem dieser neuen Millionäre und seinen Nachkommen ein höheres Einkommen als das eines Facharbeiters bringen. Und das fürs Nichtstun, ist das nicht eine angenehme Alternative?“

„Du sagst es“, bestätigte Egon Friedas Vorschlag, und Jan meinte: „Aus Frieda wäre eine gute Politikerin geworden.“

Zwei Wochen später saßen die drei wieder am Morgen beim Kaffee zusammen, und Jan fragte seine Frau: „Sag mal, Frieda, wenn ich für ein paar Tage abhauen wollte und dir 121.000 Mark in bar in der Wohnung lassen würde, damit du Geld zum Einkaufen hast; wie würdest du das finden?“

Frieda lachte. „Dann brauchst du gar nicht mehr wiederkommen, dann hätte ich ja ausgesorgt.“

Jan nickte Egon zu. „Da kannst mal wieder sehen, wie genügsam meine Frieda ist, die hätte mit dem vielen Geld ausgesorgt.“

„Jan, was erzählst du da für einen Stuß?“ fragte Frieda.

„Das ist kein Stuß“, sagte Jan, „das ist traurige Wahrheit! In der Zeitung steht heute, daß es sich bei Hennemanns so zugetragen hat.“ Er schlug die Zeitung auf: „Hier: *Hennemann verhaftet! Kommen nun die Ermittlungen in der Vulkan-Affäre endlich voran?*“

„Endlich!“ stieß Egon hervor. „Das wurde aber auch Zeit, daß sich da endlich mal was tut. Wer hätte das gedacht, daß sich die Staatsanwaltschaft rührt.“

„Dabei wollte ihn die Staatsanwaltschaft gar nicht festnehmen“, sagte Jan. „Hier steht, 29 Objekte in Bremen, Stralsund, Wismar und anderen Orten wurden gleichzeitig durchsucht, da Hennemann 700 Millionen Mark vertragswidrig für fremde Zwecke verwendet haben soll. Doch bei der Durchsuchung von Hennemanns Wohnung, Im Rosental 7, stellte er sich so blöde an, daß sie ihn mitnehmen mußten.“

„Verstehe ich nicht, daß die ihn erst jetzt mitgenommen haben“, unterbrach Egon. „Seit dem Februar lag doch schon eine Anzeige gegen Hennemann und andere Vorstände des Vulkan wegen der Veruntreuung von 850 Millionen Mark öffentlicher Gelder vor, die für den Aufbau der Ost-Werften gedacht waren.“

„Wieso hat sich Hennemann so blöde angestellt, daß sie ihn bei der Durchsuchung festgenommen haben?“ wollte Frieda wissen.

„Hennemann hatte monatelang Zeit gehabt, brisantes Material verschwinden zu lassen“, sagte Jan. „Doch Hennemann verließ sich darauf, daß die Bremen-Connection schon funktionieren würde. *Die Staatsanwaltschaft wird es nicht wagen, einen Hennemann einsperren zu lassen*, tönte er herum. Schließlich gibt es genug Politiker in Bremen, Mecklenburg-Vorpommern, in den Bundesministerien für Finanzen und Wirtschaft in Bonn, in der Spitze der ehemaligen Berliner Treuhandanstalt, aber auch im ehemaligen Vulkan-Vorstand, die an einem stillen Ende der Vulkan-Affäre interessiert sind. Hennemann hatte Mitwisser und Dulder auf höchsten Posten.“

„Und das fliegt jetzt durch Hennemanns Verhaftung alles auf?“ fragte Frieda.

„Das glaube ich nicht“, antwortete Egon, „über diese Sauereien, die da gelaufen sind, wird das Mäntelchen des Schweigens gelegt, was sich in Gedächtnis- und Erinnerungslücken bei den Aufsichtsräten ausdrückt. Die Herren Aufsichtsräte beim Vulkan bestanden mehrheitlich aus hochkarätigen Politikern und Gewerkschaftern, denen das alles nicht recht ist, da sie auch in anderen Unternehmen im Aufsichtsrat sitzen.“

„Darum wird Hennemann auch ganz schnell wieder draußen sein“, sagte Jan. „Denn auch für einige Bremer Politiker könnte ein Verfahren gegen Hennemann sehr peinlich werden. Schließlich konnte SPD-Mitglied Hennemann nur im Genossenfilz von Bremen zum Konzernherrn aufsteigen.“

„Ein Rostocker Ermittler hat gesagt, zu sehr seien in Bremen Regierung und Justiz verfilzt. Schnelle und energische Ermittlungen könnten die Existenz des Bundeslandes Bremen und seiner politischen Eliten gefährden, wenn sich beweisen lassen sollte, daß die Gewaltenteilung in Bremen nicht mehr funktioniert“, unterbrach Egon Jan.

„So ist es“, gab ihm Jan recht, „denn einige Politiker hier in Bremen haben ihr Schäfchen noch nicht ins Trockne gebracht, die brauchen noch etwas Zeit. Wohlgedacht, die Anzeige gegen Hennemann und andere Vorstände lag seit Februar vor, und jetzt, vier Monate später, wo alle ausreichend Zeit hatten, belastendes Material verschwinden zu lassen, finden die Durchsuchungen statt. Eigentlich war davon auszugehen, daß nichts mehr gefunden wird, nur Hennemann, wie gesagt, der stellte sich so dusselig an, daß sie ihn festnehmen mußten.“

„Was hat er denn nun so Dusseliges angestellt, daß sie ihn mitgenommen haben?“ wollte Frieda nochmals wissen.

„Er hat sich bei der Durchsuchung seiner beiden Wohnungen in allerhand Widersprüche verwickelt“, antwortete Jan. „Erst behauptete Hennemann, daß die 121.000 Mark, die in seiner Erstwohnung gefunden wurden, Haushaltsgeld für seine Frau seien, da er beabsichtigte, für ein paar Tage in die USA zu fliegen.“

„Komisch“, sagte Frieda, „Hennemanns Frau hat doch eine Apotheke, und Apotheker verdienen nicht schlecht. Da braucht Frau Hennemann für ein paar Tage Abwesenheit ihres Mannes zusätzlich zu ihrem Apotheker-Einkommen 121.000 Mark Kostgeld, um nicht darben zu müssen?“

„Das haben sich die Ermittler wohl auch gedacht und diese Story dem Märchenerzähler Hennemann nicht geglaubt. Als Hennemann merkte, daß das mit dem Kostgeld für seine Frau nicht glaubwürdig klang, erzählte er, es wäre Geld, das sein Sekretär für die Bezahlung ausstehender Rechnungen für seine neu gegründete Privatfirma benötigte. Aber irgendwie klang das auch nicht glaubhaft, und da sagte er, es wären Honorare, die er als Werftenmanager für erbrachte Dienstleistungen erhalten habe.“ Egon schimpfte dazwischen: „Das ist eine Verarschung der Werftarbeiter, die demnächst alle keine Arbeit mehr haben und zusehen müssen, wie sie mit wenig Geld ihre Familie über die Runden bringen. Da tischt uns dieser Märchenerzähler solch einen Bären auf über viel Geld, das mal so eben in seiner Wohnung herumliegt.“

Jan berichtete weiter: „Na dann wollte er mal eben mit seinem Wagen in sein Büro am Fallturm fahren, wo auch schon Polizisten auf ihn warteten. Dort kam er aber nicht an. Statt dessen fuhr er in seine Zweitwohnung in der Parkallee 99, und auch die Fahnder machten sich auf den Weg dorthin. Als sie dort ankamen, verließ Hennemann gerade das Haus und erzählte den Beamten des Bundeskriminalamtes, er wolle ihnen behilflich sein und habe Unterlagen geholt, da der Staatsanwaltschaft doch eigentlich seine Zweitwohnung nicht bekannt sei. So sahen sich die Beamten die Zweitwohnung näher an und entdeckten Papierschnipsel im Klo, die Hennemann zuvor heimlich aus der Welt schaffen wollte.“

Die Fahnder, nicht untätig, fischten handbeschriebene Papierschnipsel mit vielen Zahlenangaben aus dem Lokus. Außerdem fanden sie Flugscheine nach Amerika, die für den nächsten Tag gültig waren, und Auszüge über Beträge in Millionenhöhe auf verschiedenen Auslandskonten. Die Papierschnipsel aus dem Lokus entpuppten sich als handschriftliche Notizen über sein weitgestreutes Eigentum, und Märchenerzähler Hennemann sagte, daß sein Steuerberater am Vorabend die Unterlagen die Toilette heruntergespült habe. Als die Beamten wissen wollten, wer der Berater sei, da gab er zu, es selbst getan zu haben, und sein Anwalt meinte dann, Hennemann habe die Unterlagen vor der USA-Reise ins Klo gespült, damit seine Putzfrau sie nicht liest.“

Jan war fertig mit seinem Bericht, und Egon sagte ganz trocken: „Das war mal wieder das Neueste aus Hennemanns Märchenstunde.“

Frieda ergänzte: „Also sitzt Hennemann jetzt, der Untreue verdächtigt, wegen Flucht- und Verdunklungsgefahr im Knast.“

„So ist es“, bestätigte Jan, „und ich schätze, daß er nun schweigen wird und keine unglaublichen Rechtfertigungen mehr von sich geben wird.“

Wieder fügte Egon ganz trocken hinzu: „Dann folgt also jetzt Hennemanns Schweigestunde.“

„Übrigens“, sagte Jan und blätterte in der Zeitung weiter, „Aribert Galla, der Ex-Direktor der Städtischen Krankenanstalten Bremen, der wegen fortgesetzter Bestechlichkeit und Veruntreuung verurteilt wurde, hat sich auch wieder eingefunden. Kann mir gut vorstellen, daß das einigen Politikern hier in Bremen auch nicht recht ist.“

„Wo haben sie den Strolch denn diesmal aufgegriffen?“ wollte Egon wissen.

„Jetzt sitzt er in der Türkei in Auslieferungshaft! Einen neuen Namen hat er auch, Attila Karatay nennt er sich jetzt und will türkischer Staatsbürger werden.“

„Aribert Galla, das ist doch der, den Friedrich Hennemann, als er seinerzeit noch Senatsdirektor beim Gesundheitssenator war, ohne berufliche Erfahrung eingestellt hat“, erinnerte sich Frieda.

„Richtig“, bestätigte Jan. „Unter 23 Bewerbern hat Friedrich Hennemann Aribert Galla als den Geeignetsten für den Posten des Verwaltungsdirektors der Kliniken an der St.-Jürgen-Straße ausgesucht.“

„Soll ja immerhin das drittgrößte Krankenhaus in Deutschland sein“, wandte Egon ein.

„Warum hat der Hennemann unter den 23 Bewerbern gerade den Galla als den Qualifiziertesten ausgesucht?“ fragte Frieda.

„Wahrscheinlich, weil er das gleiche Parteibuch wie Hennemann hatte“, antwortete Egon.

„Als dann vor zehn Jahren aufflog, mit welcher krimineller Energie Galla auf seinem Posten Millionenbeträge in die eigene Tasche leitete, da gab es in Bremen politische Kreise, die die Angelegenheit gern unter den Teppich gekehrt hätten“, sagte Jan.

„Henning Scherf wollte Galla, damals 42 Jahre jung, aus gesundheitlichen Gründen mit 4.000 Mark Pension monatlich in den Ruhestand schicken“, fuhr er fort.

„Funktionierte aber nicht“, sagte Egon. „So mußte sich Aribert Galla vor Gericht wegen Veruntreuung und Bestechlichkeit verantworten. Er setzte sich auf die Kanalinsel Jersey ab.“

„Jersey?“ fragte Frieda. „Das ist doch das Steuerparadies mit den Briefkastenfirmen, wo Steuerbetrüger diskrete Konten mit Millionenbeträgen haben. Dort haben doch auch Manager aus dem Vulkan-Vorstand diese Briefkastenfirma, die St. John's Shipping Company Ltd., gegründet.“

„Richtig“, bestätigte Egon, „genau dort wurde Hennemanns Wunschkandidat für die Besetzung des Direktorenpostens der Städtischen Krankenanstalten aufgegriffen und im Sommer 1990 verhaftet. 800.000 Mark wurden bei Aribert Galla sichergestellt. Drei Monate saß er in St. Malo in Untersuchungshaft und weitere sieben Monate in Bremen. Doch bei der Verurteilung in Bremen wurde berücksichtigt, daß auch in der Europäischen Union Zelle nicht gleich Zelle ist, und so wurden ihm die Tage in der Bretagne zweieinhalbfach angerechnet. Zwischenzeitlich zog es ihn im Rahmen seiner Freigänge, die ihm großzügig gewährt wurden, in die neuen Bundesländer. Dort zockte er zwischen 1992 und 1994 biedere Handwerksmeister ab. Er mußte natürlich auch zu den Ganoven gehören, die in den neuen Bundesländern die Unwissenheit und das Vertrauen der noch unerfahrenen Geschäftspartner skrupellos ausnutzten. 2,3 Millionen Mark soll er dort veruntreut haben. So besteht auch ein Haftbefehl der Magdeburger Staatsanwaltschaft wegen betrügerischen Konkurses gegen ihn.“

„Dann hat also der Verwaltungsdirektor Galla inzwischen die Gefängnisse von drei Ländern kennengelernt“, sagte Frieda.

„Und nun kommt er wieder nach Bremen, hier im Bremer Knast scheint es wohl am schönsten zu sein“, sagte Jan. „Hier in Oslebshausen soll er seine zweijährige Reststrafe verbüßen, wenn er von der Türkei ausgeliefert wird. Allerdings bezweifle ich, daß er von der Bremer Justiz noch für zwei Jahre eingesperrt wird. Sicherlich finden sich auch Gründe, um ihn nicht an die Magdeburger Staatsanwaltschaft auszuliefern.“

„Vielleicht stecken sie ihn mit Hennemann gemeinsam in eine Zelle“, meinte Frieda, „denn sicherlich haben die beiden sich viel zu erzählen.“

„Ich weiß gar nicht, wie das geht“, sagte Egon, „der hat zwischen 1992 und 1994 im Raum Magdeburg erneut Straftaten begangen, obwohl er hier in Bremen-Oslebshausen im Gefängnis saß?“

„Das können viele nicht verstehen“, sagte Jan, „und die Betroffenen in Magdeburg schon gar nicht.“

„Wie heißt es doch so schön?“ bemerkte Frieda: „Nichts ist unmöglich.“

„In Bremen anscheinend ja“, gab ihr Egon recht.

Ich erinnerte mich an meine Bahnfahrt mit Jan von Vegesack nach Walle. Da hatte er auf das große, kathedralenartige Backsteingebäude gezeigt und gesagt: „Das ist der Knast, die, die da eigentlich auch hineingehörten, laufen mit einem weißen Kragen draußen rum.“



Jan berichtete weiter: „Aribert Galla kam bereits nach wenigen Wochen aus unerfindlichen Gründen in den Genuß des offenen Vollzugs. So nutzte er diesen Freigang auch zu einer Fahrt zum Flughafen und buchte einen Flug nach Istanbul, ohne Rückflugticket, wie sich versteht, und weg war er.“

„Es gibt ja Gerüchte“, sagte Egon, „daß Galla diese außergewöhnliche Vergünstigung des Freigangs deshalb so schnell erhielt, damit er über die damalige Verfilzung in der SPD, die auch zu seiner Einstellung als Klinikdirektor führte, schweigt.“

Jan blätterte weiter in der Zeitung und sagte: „Zufall oder nicht? Galla hat in Istanbul wieder eine Firma gegründet, die Istanbul Intermedica Im- und Export. Diese Firma handelt mit medizinisch-technischem Gerät, und Galla knüpfte auch Geschäftsbeziehungen zur Ehefrau des Bremer Bürgerschaftsabgeordneten Andreas Lojewski, die als Hausjuristin in einer medizinischen Gerätefirma in Bremerhaven tätig ist. Bleibt zu bemerken, daß Andreas Lojewski 1988 den Vorsitz im Untersuchungsausschuß der Galla-Klinikaffäre hatte.“

„Ach ja“, seufzte Frieda, „wer mag schon an die vielen Zufälle glauben, die in der Politik passieren und hier in Bremen, so scheint mir, besonders häufig.“

Ende Juli sagte Jan zu Egon: „Nun sitzt der Hennemann schon über eine Woche im Knast, und man hat ihn immer noch nicht rausgelassen. Irgendwie wundert mich das.“ Egon erwiderte: „Hennemann behauptet jetzt im Knast, daß er seine Verbindungen in den USA nutzen wolle, um dort mit seriösen Partnern über Lösungen für die Werften an der Unterweser zu diskutieren.“

Frieda, die in der Zeitung blätterte, fing über diese Bemerkung laut an zu lachen, und die knappe Antwort von Jan lautete: „Da kannst du mal sehen, was für ein Traumtänzer der Hennemann ist.“

Frieda zeigte auf einen Artikel in der Zeitung. „Hier“, sagte sie, „hier steht, daß unser CDU-Finanzsenator und Bürgermeister, Herr Nölle, der im Februar noch so optimistisch behauptet hat, daß es jetzt mit dem Vulkan bergauf gehe, zusammen mit unserem CDU-Innensenator Bortscheller eine Bank gekauft hat.“

Irgendwie hatte ich den Eindruck, daß Jan und Egon bei dieser Botschaft das Kinn vor Staunen herunterklappte. Selbst Bello, den so schnell nichts erschüttern kann, schnaufte erstaunt. Immer noch fassungslos schüttelten Egon und Jan den Kopf. „Die haben sich eine Bank gekauft?“ fragte Jan schließlich noch immer ungläubig.

„Ja“, sagte Frieda, „hier steht, von einem Herrn Symeonidis, der in München wegen Betrugsverdachts festgenommen wurde. Über den Kaufpreis hüllen sich die beiden Politiker in Schweigen.“

„Da kannst du mal sehen“, sagte Jan, „wieviel Zeit und Geld unsere Politiker haben.“

„Können sich nebenbei für einige Millionen eine Bank kaufen und haben trotz ihres Arbeitsalltags als Politiker auch noch Zeit für Bankgeschäfte“, gab ihm Egon recht.

„Wenn ich auf der Werft meine Schicht hinter mir habe, dann bin ich geschafft“, sagte Jan. „So nebenberuflich auch noch eine Bank managen, ich könnte das nicht. Ich weiß gar nicht, wo ich die die Kraft hernehmen sollte.“

„Tja“, meinte Frieda, „der Beruf eines Politikers scheint eben nicht so anstrengend zu sein wie dein Job auf der Werft. Außerdem scheinen die viel Urlaub zu haben. Über Nölle sagt man, daß er eh nicht oft in Bremen seinen Verpflichtungen als Politiker nachkommt. Der verbringt viel lieber seine Zeit in seinem Haus auf Mallorca.“

„Wir haben noch nie Urlaub auf Mallorca gemacht“, sagte Jan, „von einem eigenen Haus auf dieser sonnigen Insel ganz zu schweigen.“

„Ihr habt eben euren Kleingarten in der Waller Feldmark. So etwas hat ein Politiker nicht“, antwortete Egon. „Das sind so die kleinen Unterschiede zu unseren Volksvertretern.“

Anfang August war es, da kam Egon mit einer Zeitung in die gute Stube und sagte: „Endlich! Hennemann ist nach sieben Wochen Knast wieder frei. 6 Millionen Mark Kautions mußte er hinterlegen.“

„6 Millionen Mark“, staunte Frieda. „Wo hat er die denn hergenommen?“

„Mit einer Bürgschaft von 3 Millionen hat die Deutsche Bank ausgeholfen, und die andere Hälfte ist durch eine Grundschuld auf sein Grundstück gesichert.“

„Früher hätte ich gesagt, da kann man nur noch staunen“, sagte Jan. „Aber das Staunen habe ich mir schon lange abgewöhnt.“

„Für eine Verdunklungsgefahr“, sagte Egon, „bestehen nach Ansicht des Landgerichts keine ausreichenden Anhaltspunkte. Der Untersuchungsrichter hatte seinerzeit die Verdunklungsgefahr mit den ins Lokus gespülten Papierschnipseln begründet. Nun muß er sich einmal in der Woche bei der Polizei melden, und seinen Reisepaß mußte er auch abgeben.“

„Dann wird das ja wieder nichts mit den Verhandlungen mit seriösen Partnern in den USA, wenn er hierbleiben muß“, meinte Frieda.

## Herbst und Winter 1996

„Die Anschlußaufträge scheinen gesichert, es sollen vier Schiffe gebaut werden“, sagte Jan. „Zwei Fähren auf der Schichau-Seebeckwerft in Bremerhaven und zwei Containerschiffe hier in Vegesack.“

„Glaubst du das?“ fragte Egon.

„Wir wollen es glauben, aber sicher sind wir uns nicht. Schließlich sollen schon wieder 1.300 Kollegen entlassen werden.“

„Siehst du“, antwortete Egon, „so wird schiebchenweise, nach der Salomitaktik, abgebaut. Mit dem Bau der zwei Containerschiffe soll doch offiziell der Eindruck erweckt werden, daß vorerst die auf der Werft verbliebenen Arbeitsplätze gesichert sind. Dabei ist die Finanzierung noch völlig unklar, da die EU-Kommission die Subventionierung ablehnt.“

„Und sollte der Vulkan hier in Bremen dichtgemacht werden, ist die Beschäftigungsgesellschaft Mypegasus finanziell überfordert, da sie die Kollegen nicht mehr ausleihen kann“, sagte Jan.

„So ist es, das Geld ist endgültig weg“, gab Egon ihm recht. „Darum soll auch der Schiffsrumpf des Kreuzfahrtschiffes ‚Costa II‘ verkauft werden.“

„Es gibt Optimisten“, ergänzte Jan, „die sagen, daß der Rumpf der ‚Costa II‘, für den Bremen mit 93 Millionen Mark gebürgt hat, 100 Millionen einbringt. Aber ich glaube, am Ende können sie froh sein, wenn sie noch 50 Millionen erhalten.“

„So traurig es ist“, wandte Frieda ein, „diese finanziellen Probleme können alle nicht mehr gelöst werden.“

Die Vulkan-Arbeiter hofften, daß sich noch eine finanzielle Lösung finden würde, doch am Ende sollte sich Friedas Prophezeiung bewahrheiten.

Der 16. Oktober war der Tag, an dem das bisher größte auf der Meyer-Werft in Papenburg mit schwarzen Zahlen gebaute Schiff, die ‚Galaxy‘, vorbei an Tausenden von Zuschauern auf der Ems in Richtung Nordsee fuhr. Es war auch der Tag, an dem der parlamentarische Untersuchungsausschuß in Bremen vor der Öffentlichkeit seine Arbeit aufnahm und Zeugen vernahm, die sich oft an nichts mehr erinnern wollten.

„Mal sehen, was bei dem Untersuchungsausschuß so alles ans Licht kommt“, sagte Egon. „Ich bin gespannt, welche Herren sich in dem Selbstbedienungsladen Bremer Vulkan persönlich bereichert haben.“

Jan stellte kopfschüttelnd seine Kaffeetasse auf den Tisch zurück und legte die Zeitung beiseite. „Was ich hier gerade gelesen habe - unmöglich“, sagte er.

„Mach uns nicht neugierig“, meinte Frieda. „Was hast du Unmögliches gelesen.“

„Wenn wir beide das Geld hätten, Frieda“, sagte Jan, „und wollten verreisen, sagen wir mal in die Karibik. Was würden wir dann machen?“

„Du stellst aber leichte Fragen“, antwortete Frieda. „Dann würden wir gemeinsam ins Reisebüro marschieren und die Reise buchen.“

„Richtig“, sagte Jan. „Nur bei unseren Politikern, da scheint das anders zu sein. Die schreiben einen Brief.“

„Wer schreibt da wem einen Brief?“ wollte Frieda wissen. „Der Freund unseres ehemaligen Finanzsenators Grobecker, der damalige Senatsdirektor für Finanzen, Herr Andreas Fuchs, der wählte einen anderen Weg. Er schrieb im April 1988 an den Vorstandschef der Bremer Vulkan AG.“

Jan nahm wieder die Zeitung vom Tisch und sagte: „Ich les‘ mal seinen Brief vor: *Lieber Herr Hennemann! Für Ihre freundliche Übersendung des Kreuzfahrkalenders 1988 mit dem Hinweis auf die Ihnen befreundete Norwegian Caribbean Line bedanke ich mich herzlich. Ich habe mir aus dem Prospekt folgende Reise in der Karibik herausgesucht:*

*18. bis 25. Dezember 1988 mit der Starward von und nach San Juan. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir ein Angebot vermitteln könnten ... Für Ihre Mühewaltung bedanke ich mich sehr im voraus. Na, wie gefällt euch das?“*

„Für Ihre Mühewaltung“, wiederholte Frieda ironisch, „ich wußte gar nicht, daß Hennemann auch ein Reisebürokaufmann ist.“

Egon sagte: „Solch ein Entgegenkommen war für Hennemann schon berechnend, denn Herr Fuchs wurde unter Bürgermeister Klaus Wedemeier Chef der Senatskanzlei, und mit solchen Leuten muß man sich gut stehen. Das war Herr Hennemann, der schließlich auch der Staatsbürokratie entstammt, natürlich bewußt. So hielt sich Hennemann den Weg frei in bezug auf Rückendeckung und finanzielle Segnungen, die einmal von Nutzen sein könnten. Wie sagte ich einmal über Wedemeier und die Einladung in das Haus eines Bauunternehmers auf Mallorca?: Wedemeier läßt sich anfüttern. So ist es hier auch, das Prinzip der Verbundenheit. Eine Hand wäscht die andere, schließlich war Bremen damals noch der Haupteigner der Vulkan-Werft.“

„Da fällt mir doch wieder der FDP-Mann Horst-Jürgen Lahmann mit seinen Vulkan-Verträgen ein, von dem Frieda uns im März erzählte“, erinnerte sich Jan.

„Richtig“, sagte Frieda, „auch ein typischer Lobbyist, den sich Hennemann warmhielt. Nach dem Motto: Wer weiß, wofür ich den Mann einmal gebrauchen kann. Natürlich buchte auch Herr Lahmann seine Schiffsreisen über den Vulkan und nicht im Reisebüro. Er habe allein im bremischen Interesse gehandelt, sagte er und forderte eine sechsstellige Summe für seine Verträge mit dem Vulkan, die über drei oder vier Jahre liefen.“

„Ja“, meinte Egon, „von unseren Politikern möchte keiner zu kurz kommen. Ein Parteifreund von Herrn Lahmann, der EU-Kommissar Martin Bangemann, war ganz fasziniert von Hennemanns Visionen. Seine Bewunderung für Hennemann gipfelte 1992 während des Columbusmahls in Bremen in dem Satz: *Ich mag Hennemann*. Solche Zuneigung wußte Hennemann zu schätzen. Großzügig stellte er ihm auf Firmenkosten ein Privatflugzeug zur Verfügung. Doch Bangemann war trotzig, er stellte gewisse Ansprüche. Als er von Hennemann zu einem hochkarätig besetzten, zweistündigen Abendessen nach Rostock eingeladen wurde, maulte er, weil er mit einer kleinen Maschine abgeholt werden sollte. Er wollte den Jet, nur der war ihm standesgemäß. So kostete dieses Abendessen den Vulkan mal eben mit allem Drum und Dran 20.000 Mark.“

„20.000 Mark, mal eben so für ein Abendessen“, staunte Jan, „da müssen wir lange für arbeiten.“

„Sehr, sehr lange müssen wir dafür arbeiten“, gab ihm Egon recht. „Schließlich bekommen wir auch keine Schmiergelder. Allerdings spricht man in diesen Kreisen auch nicht von Schmiergeldern, da heißt es dann Provision. Das klingt gleich viel angenehmer.“

„Mir ist da gerade über unseren EU-Kommissar Bangemann etwas ganz anderes zu Ohren gekommen“, sagte Frieda. „Er ist Mitglied in einer Segelgemeinschaft, die im Billiglohn-Land Polen eine über 40 Meter lange Segelyacht bauen läßt.“

„Kannst mal sehen“, unterbrach, sie Jan, „gegenüber unserer Vulkan-Werft in Lemwerder, haben wir auch Werften, die die schönsten Segelyachten bauen, aber dort ist es den Herren zu teuer. Es muß ein paar Mark billiger sein.“

„Es wird noch billiger“, fuhr Frieda fort. „Die Rechnung über 294.000 Mark für die Bauaufsicht, die vom Vulkan gestellt wurde, brauchte nicht beglichen zu werden. Bangemann revanchierte sich für diese Gefälligkeit. 194 Millionen Mark Subventionen waren im letzten Jahr für den Bremer Vulkan gesperrt worden. Bangemann setzte sich massiv dafür ein, daß diese Gelder freigegeben wurden und somit auch versickerten.“

„Wie heißt es so schön - eine Hand wäscht die andere“, bemerkte Egon.

„Und was lesen wir hier über den Untersuchungsausschuß“, sagte Jan und zeigte auf die große Überschrift des Artikels. Vulkan im Senatsauftrag geführt, *Hennemann war an Bremer Interessen gebunden*, lauteten die Schlagzeilen. Dann fing Jan an, einzelne Passagen des Artikels vorzulesen: „Obwohl Hennemann auf eigenen Wunsch aus dem Beamtenverhältnis ausschied, wurde ihm eine beträchtliche Pension zugesagt, für die der Bremer Vulkan die Kosten an die Bremer Staatskasse überwiesen haben soll.“

„Nicht schlecht“, staunte Egon, und Jan sagte: „Weiter steht hier, daß Hennemann auf Weisung der Bremer Landesregierung in der Werft bremische Interessen wahrnahm.“

„Na bitte“, meinte Frieda, „das sagen doch alle, daß mit Hennemann an der Spitze des Vulkan ein bremischer Staatsangestellter gestanden hat.“

„Und hier heißt es“, sagte Jan, „daß Eckart Knoth, ehemaliges Vulkan-Vorstandsmitglied und von 1987 bis 1989 Stellvertreter Hennemanns, sich überrascht zeigte. Er habe keine Ahnung von diesen Verträgen gehabt, sagte er vor dem Untersuchungsausschuß, aber jetzt würden ihm einige Zusammenhänge klar. So hatte der frühere Wirtschaftssenator Werner Lenz seinerzeit gesagt, den Knoth könne man nie zum Vulkan-Chef machen, der sei ja nicht in der SPD.“

Mit ironischer Stimme meinte Egon: „Noch Fragen, Kienzl?“

„Ja, Hauser“, entgegnete Jan, und Frieda meinte: „Wenn das alles nicht so maßlos traurig wäre, könnte ich das komisch finden.“

„So hat Knoth denn das Handtuch beim Vulkan geworfen“, berichtete Jan weiter aus der Zeitung. „Außerdem hat Knoth gesagt, daß auf den betriebswirtschaftlich notwendigen Arbeitsplatzabbau mit Rücksicht auf die Gewerkschaften verzichtet worden sei.“

„Das kann ich schon irgendwie verstehen“, sagte Egon, „aber was ist das Resultat? Demnächst habt ihr alle auf dem Vulkan keine Arbeit mehr. Diese kommende Katastrophe hätten die Gewerkschaften erkennen müssen.“

Jan nickte zustimmend und sagte: „Weiter steht hier, als Knoth gefragt wurde, wie der Vulkan die Verluste verkrafte, da sagte er: Es war immer ein Sterben auf Raten. Fast kein Schiff sei mit Ertrag abgeliefert worden. Der Aufsichtsrat habe wenig kontrolliert. Die Arbeitnehmervertreter und auch die Banken hätten das alles mitgemacht, und das Land Bremen sei über alle Vorgänge im Werftenverbund informiert. Im Vorstand konnte man nicht vernünftig arbeiten, denn Hennemann habe sich stets als der Größte gefühlt.“ „Irgendwie ist das ja für Bremen beschämend“, sagte Egon. „Der Bremer Senat mit unserem ehemaligen Bürgermeister Wedemeier an der Spitze war über alles informiert, wenn es stimmt, was der Knoth da als Zeuge gesagt hat.“

„Wedemeier ist während des letzten Bürgerschaftswahlkampfes noch mit dem Vorschlag kräftiger Zuwendungen an den Vulkan hausieren gegangen“, sagte Frieda.

„Unsere ach so klugen Politiker hier in Bremen, die für dieses Desaster verantwortlich sind, haben geglaubt, daß sie die Marktwirtschaft überlisten können. Daß es möglich ist, den Vulkan unter staatlicher Regie und mit dem Geld von uns Steuerzahlern zu erhalten“, sagte Jan.

„Warum haben die sich nur so verhalten?“ wollte Frieda wissen.

„Frieda“, antwortete Egon, „das Übliche, die Erhaltung ihrer Macht. Da entwickeln sie einen ungemeinen Ehrgeiz, wenn es darum geht, viele schöne, gutbezahlte Posten zu ergattern. Doch durch den Untergang des Vulkan gerät da nun einiges ins Wackeln und wird aufgedeckt. So auch die Mauscheleien mit Versorgungsansprüchen, Beraterverträgen und Zuwendungen an einflußreiche Politiker.“

„Das kommt nun durch den Untersuchungsausschuß nach und nach ans Tageslicht?“ fragte Frieda.

„Nur einiges“, sagte Egon, „glaubt ja nicht, daß alle Schweinereien, die da gelaufen sind, aufgedeckt werden.“

„Ferner die Banken“, sagte Jan, „die haben auch Dreck am Stecken. Schließlich waren sie genauso im Aufsichtsrat vertreten. Aber das Land Bremen ist ja bei den Banken mit seinen hohen Schulden ein guter Kunde, und so war es der Vulkan auch. Die Banken waren bestens abgesichert und hatten daher kaum Verluste zu befürchten. Als dann vom Vulkan die Sicherheiten nicht mehr geboten werden konnten, da wurde der Geldhahn zgedreht. Geld machen, das war alles. Ein Verantwortungsgefühl für das Unternehmen und die Arbeitsplätze haben die Banken anscheinend nicht gehabt.“

Eine Woche später, da schaute Egon schon wieder mit einer Zeitung unter dem Arm zu seinem morgendlichen Kaffee vorbei.

„Habe heute morgen in der Zeitung gelesen“, sagte er „daß ein Vulkan-Manager bei seiner Einstellung auch um die Altersversorgung seiner Ehefrau gebeten hat.“

„Wie geht das denn?“ fragte Frieda. „Es gibt doch Witwenrente!“

„Aber ein Vulkan-Manager wollte sich damit nicht begnügen“, erwiderte Egon. „Der hatte andere Ansichten in bezug auf Altersversorgung.“ Egon schlug die Zeitung auf und fing an, daraus vorzulesen: „Dr. Dieter H. wollte die Vulkan-Konzernleitung als Geschäftsführer für das Fusionsgebilde DSR/Senator Line holen. Hennemann und sein Kollege Hans Schnüttgen wandten sich im Mai 1993 an ihren Aufsichtsratsvorsitzende Wilhelm Scheider: *Der Vorstand bittet sie einverstanden zu sein, daß - anders als im Personalausschuß am 22. April 1993 beschlossen - in die Bedingungen für die Regelung der Altersversorgung von Herrn Dr. H. auch dessen Ehefrau einbezogen wird. Die Mehrkosten für eine Witwenversorgung im üblichen Rahmen gegenüber einer alleinigen Versorgung für Herrn Dr. H. betragen insgesamt ca. DM 200.000.* Wie diese unverschämte Forderung erfüllt und vertraglich formuliert wurde, ist unklar, da nach der Vulkan-Pleite und vor den staatsanwaltschaftlichen Ermittlungen eine Aktenvernichtungsaktion in Gang gesetzt wurde. So dürften den Fahndern manch brisante Unterlagen entgangen sein, die, wenn sie wieder auftauchen sollten, so manch Prominenten um den Schlaf bringen werden. Aber vielleicht war einer so plietsch und hat vor der Aktenvernichtung noch Kopien angefertigt. Jedenfalls waren die Konditionen, die

Herr Dr. Dieter H. für sich beanspruchte, sehr üppig. Gleich zweimal sicherte er sich über den Werftenverbund ab. Per Dienstvertrag mit der Senator Line und per Beratervertrag mit der Vulkan AG. In einer Notiz an den Vorstand heißt es Ende August 1994:

*Herr Dr. H. bejahte meine Frage, daß sein Vorschlag dahingehend zu verstehen sei, daß künftig unverändert 300.000 DM jährlich aus dem Geschäftsführervertrag und 150.000 DM jährlich bei angenommenen 50 Beraterstunden zu zahlen seien.*“

Mit den Worten: „Junge, Junge“, unterbrach Jan Egon beim Vorlesen aus der Zeitung, „da hätten wir denen aber bestimmt preiswertere und bessere Ratschläge erteilen können.“

„Aber unsere Ratschläge sind bei denen nicht gefragt, Jan. Wir haben keinen Dokortitel vor unserem Namen, dann kann unser Rat auch nichts taugen“, antwortete Egon. „Weiter steht hier, daß das Beratungswesen beim Vulkan im Laufe der Zeit außer Rand und Band geriet. Vorstandskräfte legten Ergebnisse von Gutachten schon von vornherein fest. Ein eingeweihter Vulkanese soll gesagt haben: Für Affentheater kassieren die Millionen.“

„Dann war der ganze Vulkan also ein Affentheater, und Hennemann, der zur Stärkung seines Selbstbewußtseins in diesem Affentheater Regie führte, war der Oberaffe“, stellte Frieda fest.

„So wird es wohl gewesen sein“, sagte Egon. „Jedenfalls hat Herr Dr. H. seine Mitarbeiter nicht mit Leistung beeindruckt, aber mit seiner frechen Art, sich bedienen und jede Menge Zeitungen bringen zu lassen.“

„Aber gelesen hat er die Zeitungen selbst“, fragte Frieda „oder mußte die ihm einer vorlesen?“

„Lesen konnte er wohl, denn daß ihm die Zeitungsberichte vorgelesen wurden, davon steht hier nichts“, antwortete Egon ganz trocken. „Allerdings steht hier, daß Treue und Ergebenheit von Hennemann ganz besonders belohnt wurde. Der letzte Aufsichtsratschef des Vulkan, Johann Schäffler, der von einigen Vulkanesen auch als Hennemanns Lakai bezeichnet wurde, gehörte auch zu den Günstlingen, die von Hennemann einen mit 100.000 DM dotierten Beratervertrag zugeschanzt bekamen. Inzwischen ist der Beratervertrag von Schäffler verschwunden, wie auch ein Großteil von Akten, die ihn betreffen.“

„Auch unser Betriebsratschef Karl-Heinz Schönberger schwörte auf seinen Friedrich“, ergänzte Jan die Ausführungen von Egon. Schönberger brach mit Hennemann und anderen Freunden des Hauses zu einwöchigen Lustreisen nach Norwegen und anderen Orten auf.“

„Ist das nicht schön“, sagte Frieda. „Wo sonst gibt es noch so was, daß der Betriebsrat sich mit seinem Chef so gut versteht und mit ihm gemeinsam auf Erholungsreise geht.“

„Ach Frieda, du altes Lästermaul“, seufzte Jan und fragte Egon: „Sonst noch was Interessantes in der Zeitung?“

„Ja, Bremen verzichtet auf seine Ansprüche auf eine Schiffshypothek. Das heißt, die Breinische Bürgerschaft hat mal wieder mit den Stimmen der großen Koalition beschlossen, für 35 Millionen zu bürgen und auch gleichzeitig auf 35 Millionen zu verzichten.“

„Klingt ja ein bißchen kompliziert“, meinte Frieda.

„Das ist ganz einfach“, sagte Egon, „das ist ein Vergleich, den die CDU lieber still und heimlich über die parlamentarische Bühne gebracht hätte, da eine öffentliche Erörterung schädlich sein könne, wie der CDU-Abgeordnete Wedige von der Schulenburg sagte. Es geht um die Schiffshypothek für die ‚Costa II‘, mit der sich Bremen für seine Bürgschaft an einem 78-Millionen-Mark-Bankkredit sichern wollte. Konkursverwalter Wellensiek kündigte an, er werde die Rechtsgültigkeit dieser Hypothek anfechten. Von dieser Bürgschaft wären mindestens 43 Millionen verloren, und nur 35 Millionen hätte Bremen zurückerhalten, wenn der Rumpf der ‚Costa II‘ für 50 Millionen verkauft werden könne. Auf diese 35 Millionen will Bremen in dem Vergleich verzichten, da die Schiffshypothek juristisch anfechtbar ist. Wellensiek benötigt aber 35 Millionen für den Bau der derzeit auf Kiel liegenden Containerfrachter auf dem Vulkan. So schoß Bremen die erhofften 35 Millionen gleich als neuen Bürgschaftskredit vor, damit auf den Verkaufserlös des ‚Costa‘-Rumpfes nicht gewartet werden muß.“

„Ach so“, sagte Frieda, „so einfach ist das. Das Land Bremen vergrößert sein Risiko immer mehr, ohne daß es bis heute ein Zukunftskonzept für den Vulkan gibt.“

„Und nachher“, fügte Jan hinzu, „sagt die EU, dieser Verzicht Bremens auf 35 Millionen ist unerlaubte Beihilfe.“

„Also doch ganz schön kompliziert, wie ich schon sagte“, bestätigte sich Frieda.

„Wie auch immer“, sagte Jan, „mit diesem Vergleich ist für uns auf dem Vulkan die Weiterbeschäftigung bis Mai 1997 erkaufte, mehr nicht.“

„Bis dahin soll auch das mehrere Millionen Mark teure Gutachten von McKinsey vorliegen“, sagte Egon. „Was von diesem Gutachten erwartet wird, nennt Bürgermeister Scherf eine Radikalkur, und die wird so aussehen, daß McKinsey den Schwarzen Peter übernimmt und als erster sagt, daß der Vulkan am Markt keine Chancen mehr hat.“

Ungefähr eine Woche später schaute Egon schon wieder vorbei. „Jetzt geht es mit der Gedächtnisschwäche bei den ehemaligen Vulkan-Managern los“, sagte er. „Der ExVulkan-Aufsichtsratschef Scheider sagte vor dem Untersuchungsausschuß: *Das ist alles verdammt lange her: Ich habe überhaupt keine Unterlagen mehr. Alles was ich sagen kann, ist rein aus dem Gedächtnis, und das wird mit zunehmendem Alter auch nicht gerade besser.* So konnte er sich auch nicht mehr so recht daran erinnern, wie Hennemann 1987 an den Job des Vorstandsvorsitzenden gekommen war. *Soweit ich mich erinnere, ist mir diese Lösung damals präsentiert worden,* antwortete er. Daran, daß er, wie aus einem Aktenvermerk hervorgeht, den damaligen Finanzsenator Claus Grobecker angerufen hatte, um sich mit ihm über die Besetzung der Vorstandsposten abzustimmen, konnte er sich natürlich auch nicht mehr erinnern. Als er mit dem Aktenvermerk konfrontiert wurde, sagte er: *Ich habe das höchstens mitgeteilt und nicht abgestimmt.* Weiter sagte er, daß Hennemann für diese Führungsposition prädestiniert gewesen sei und nicht aus politischen Gründen Vulkan-Chef geworden sei.“

„Das übliche Gesülze“, sagte Jan. „Von Hennemanns Vertrag mit der Stadt Bremen, der ihn ermächtigte, bremische Interessen wahrzunehmen, hat Scheider natürlich auch nichts gewußt.“

„Richtig“, antwortete Egon, „davon hat er auch nichts gewußt. Nur Hennemanns Pensionsregelung, die kannte er doch.“

„Und daß sich Scheider und Hennemann gegenseitig auf ihre Posten gehievt haben, davon weiß Scheider natürlich auch nichts“, bemerkte Jan.

„So ist es“, gab Egon ihm recht. „Aber laut Aufsichtsratsprotokoll soll Hennemann sich damals für die Berufung Scheiders zum Aufsichtsratsvorsitzenden stark gemacht haben. Nur Scheider, der konnte sich wieder nicht erinnern. *Davon weiß ich nichts,* war seine knappe Antwort.“

„Aber um mal auf unsere jetzigen Arbeitsverträge bei der Mypegasus-Gesellschaft zu kommen“, sagte Jan. „Ich bin mir nicht mehr sicher, ob es richtig war, daß wir Vulkan-Arbeiter diesen Vertrag unterzeichnet haben, nach dem wir auch noch weit unter Tarif bezahlt werden.“

„Irgendwie seid ihr doch im Frühjahr damit überrumpelt worden“, meinte Egon. „Wer den dreiseitigen Mypegasus-Vertrag nicht unterschreibt, also auf seine Rechte aus seinem Vulkan-Arbeitsvertrag nicht verzichtet, der wird entlassen und hat keine Chance, auf der Werft wieder eingestellt zu werden, hieß es doch.“

„Ja“, sagte Jan, „wir waren damals verzweifelt und haben das geglaubt, was uns die IG-Metall gesagt hat. So haben wir alle gutgläubig unterschrieben. Irgendwie fühlten wir uns überrumpelt. So wie in blindem Vertrauen die Betriebsräte und Gewerkschafts-Aufsichtsräte hinter Hennemann standen, so blind vertrauten wir dem Konzept des Konkursverwalters, der die Arbeitnehmerrechte beim Betriebsübergang umgehen muß, wenn er neue Kapitalgeber finden will. Einige ausländische Kollegen hatten nicht dieses Vertrauen und unterschrieben diesen Vertrag nicht. Sie sind vors Arbeitsgericht gezogen. Obwohl sie IG-Metall-Mitglied waren, verweigerte ihnen die Gewerkschaft den juristischen Beistand in ihren Kündigungsschutzklagen. Das war schon beschämend. Doch der Kollege Berzan, der bei der Schichau-Seebeck-Werft beschäftigt war, hat vor dem Arbeitsgericht in Bremerhaven Recht bekommen. Vulkan-Arbeitern, die den Mypegasus-Vertrag nicht unterschrieben, darf die Schichau-Seebeck-Werft nicht kündigen. Berzan hat mit seinen 54 Jahren seinen Anspruch auf Beschäftigung nicht verloren, nur weil er seinen 22 Jahre alten Arbeitsvertrag mit der Schichau-Seebeck-Werft nicht freiwillig auflöste, um in die Mypegasus-Beschäftigungsgesellschaft zu wechseln. Mit dieser Begründung des Arbeitsgerichts gehört Berzan nun zu den wenigen festangestellten Mitarbeitern der Werft.“

„Und was ist das Resultat?“ fragte Egon und las die Antwort aus einer Zeitung vor, die er mal wieder dabei hatte. „Viele Vulkan-Arbeiter glauben jetzt, daß die IG-Metall sie schlecht beraten hat. Das sagen auch die Anwälte, die Bremerhavener Arbeitsrechtler Walter und Piet Klemeyer. Sie sagen, daß die Idee mit der Mypegasus-Gesellschaft nicht schlecht sei, *Die Ausführung aber wohl mangelhaft.* Denn die größte Schwäche dieses gewerkschaftlich geförderten Modells ist:

*Um die Werften arbeitnehmerfrei zu bekommen, hat man auf jede soziale Absicherung verzichtet.* Nach einem Jahr ist Schluß bei der Mypegasus-Gesellschaft. Das hätten die Gewerkschaften anders regeln müssen.“

„Da hätte von den Gewerkschaften schon in früheren Jahren einiges anders geregelt werden müssen“, wandte Frieda ein. „Da hätte Frank Teichmüller sagen müssen: wir müssen den Gürtel enger schnallen. Es wurde ja nur so aus dem Vollen verteilt. Jetzt ist die Bescherung da, die keiner wahrhaben wollte.“

„Hier steht noch ein Bericht über Hennemann in der Zeitung“, sagte Egon. „Die Überschrift lautet: *Hennemann will weiter Geld sehen.*“

„Hat der immer noch nicht genug?“ fragte Jan. „Hier steht, er kämpft um sein Übergangsgeld aus der Landeskasse. Die hat ihm zum 1. November die monatliche Pension in Höhe von 9.000 Mark gestrichen. weil er sich weigert, sein Einkommen offenzulegen.“

„Muß der jetzt seine Bedürftigkeit nachweisen?“ fragte Frieda.

„Bedürftig wird er wohl nicht sein“, antwortete Egon, „denn weiter steht hier im Artikel, daß Hennemanns Bonner Anwalt die Höhe seiner Vulkan-Abfindung mit 1,6 bis 1,8 Millionen Mark angegeben hat. Am Schluß des Artikels heißt es, daß in Hennemanns Überlassungsvertrag aus dem Jahre 1987 steht, daß er nach seinem Ausscheiden aus dem Vulkan alle Privilegien eines entlassenen Staatsrates haben sollte. Auf welche rechtlichen Grundlagen sich dieser Vertrag gestützt habe, konnte noch nicht geklärt werden. Es soll da politische Vorgaben gegeben haben, heißt es. Wie immer das zu verstehen sein mag.“

„Habe ich ja schon mal gesagt“, sagte Jan, „ich wundere mich schon lange über nichts mehr.“

„Ich auch nicht“, sagte Frieda. „Allerdings habe ich durch meine Beziehungen gehört, daß der ehemalige Abteilungsleiter bei der Senatskommission für das Personalwesen, kurz SKP genannt, diesen Dienstvertrag und den Personalüberlassungsvertrag zwischen Hennemann und dem Land Bremen als ein Unikat bezeichnet hat. Der Vertrag soll auf oberster Ebene ausgehandelt worden sein, und verantwortlich für die SKP war zum damaligen Zeitpunkt der Finanzsenator Claus Grobecker.“

Die Abstände, in denen Egon vorbeischaute, wurden Anfang November immer kürzer. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie er mit ernstem Gesicht an einem Dienstagmorgen mit seiner Zeitung in der Hand das Haus betrat.

„So wie der heute dreinschaut“, sagte ich zu Bello, „da muß etwas ganz Besonderes passiert sein, das ihn vom Stuhl gerissen hat.“

Egon legte seine Zeitung auf den Tisch, schaute Jan und Frieda an und sagte: „Die innigen Verbindungen zwischen dem Vulkan und bremischen Politikern sind ja bekannt und mehrfach belegt. Ihr erinnert euch an den nicht-offiziellen Briefwechsel zwischen Wedemeier und dem damaligen Finanzsenator Manfred Fluß, der dann doch an die Öffentlichkeit kam. Da äußerte Wedemeier in seinem Brief seine *ernste Sorge*, daß sein Angebot, dem Vulkan vor dem Bürgerschaftswahlkampf mit 200 Millionen Mark zu helfen, bekämpft werde.“

„Ich erinnere mich“, sagte Jan. „Was für ein Briefwechsel, der nicht an die Öffentlichkeit kommen sollte, ist diesmal der Presse zugespielt worden?“

„Ein handgeschriebener Brief unseres ehemaligen Finanzsenators Claus Grobecker aus dem Jahr 1991 an den lieben Fritz. Gemeint ist damit Friedrich Hennemann. Arbeitsdirektor wolle er beim Vulkan nicht werden, schreibt Grobecker in dem Brief, aber Berufsaufsichtsrat. Seine fünfstellige Senatspension wollte er damit noch ein wenig aufbessern, da man ihn im Senat anscheinend nicht gebrauchen konnte. So wurde auch er Vulkan-Kontrolleur. Was dabei rausgekommen ist, das wissen wir ja alle.“

„Was hat er denn so geschrieben?“ wollte Frieda wissen. „Lies mal was vor!“

„Hier schreibt er“, sagte Egon, *...das Leben eines Frührentners behagt mir, nach einem Vierteljahr Probezeit, jedoch nicht. Bevor ich im Rathaus sitze, gehen mindestens zwei Jahre ins Land. Ich schlage Dir deshalb folgendes vor: Ich werde, spätere Entscheidungen und Notwendigkeiten vorbehaltend, Berufsaufsichtsrat für und im Vulkan-Konzern. Will sagen, in Bhv., M.-V., W'haven, Atlas, STN vertrete ich die Interessen der Mutter, bei der ich ebenfalls im AB sitze. Alles zusammen rechtfertigt eine Aufwandsentschädigung von 6.000 Mark monatlich. Das ist die Summe, die ich bis zur Erreichung eines Senatorengehalts verdienen kann. Wenn wir am Montag die sehr wichtige AB-Sitzung hinter uns haben, sollten wir darüber reden. Bis dann! Claus.*

„Sehr geschmacklos“, sagte Frieda, „wie er da als Sozialdemokrat nur an sein eigenes Wohl mit der Aufstockung seiner ohnehin nicht geringen Pension gedacht hat, während der Werftarbeiter von der Arbeitslosigkeit bedroht ist.“

„Unserem Schwiegersohn“, sagte Jan, „dem hat er mal auf einer Gewerkschaftsversammlung erzählt, daß er in seinem früheren Beruf als Drucker viel mehr Geld verdient hätte als jetzt als Politiker.“

„Das hat bestimmt nur er alleine geglaubt“, antwortete Egon.

Frieda meinte: „Grobecker hat mit dieser Behauptung nicht unrecht, als Drucker hatte er sein Geld sicherlich verdient. Aber jetzt in der Politik, da hat er sein Geld bekommen.“

„Er hatte ja auch versucht, Präsident der Landeszentralbank in Bremen zu werden“, sagte Jan. „Aber irgendwie hat das nicht funktioniert, und so wurde er zum Geschäftsführer und Arbeitsdirektor bei der DSR in Rostock bestellt. Wir hatten schon einmal darüber gesprochen: Die DSR wollte Hennemann seinerzeit auch dazukaufen, da wurde ihm von Hamburger Seite aus ein Strich durch die Rechnung gemacht. Allerdings arbeitet die DSR mit der Senator Line in Bremen zusammen, die mehrheitlich zum Vulkan gehört“

„Ja, ja“, sagte Egon, „unsere Herren Politiker, keiner soll leer ausgehen. Jeder bekommt einen ruhigen und gut bezahlten Job mit einer hervorragenden Altersversorgung. Wenn solch eine Stelle für einen Politiker noch nicht vorhanden ist, dann wird sie geschaffen, damit der Mann gut versorgt ist.“

„Und sei es nur der Titel Städtältester, wie in Bremerhaven“, ergänzte Jan. „Dort bekam der SPD-Politiker Richard Skribelka zusätzlich monatlich 800 Mark, weil er Städtältester war. Was immer das sein mag, der älteste Bürger von Bremerhaven war er jedenfalls nicht. Nur die, die es betraf, die ältesten Bürger von Bremerhaven, die mit einer Rente von etwas über 800 Mark über die Runden kommen müssen, erhielten solch eine finanzielle Vergütung nicht. Das war nur ein Zusatzbrot für Politiker wie Skribelka.“

Ein paar Tage später war Egon schon wieder da und berichtete: „Hennemann hat im Untersuchungsausschuß geklagt: *Mein Rücktritt wurde erpreßt*. Man habe ihn vor die Wahl gestellt, zu gehen, oder das Unternehmen wird in drei Tagen illiquide. Da hat er sich, sagte er, als verantwortungsbewußter Vorsitzender für die erste Möglichkeit entschieden. Auch beharrte er darauf, daß der Vulkan-Verbund hätte fortgeführt werden können, wenn dies politisch gewollt worden wäre, und gab trotzig ins Protokoll: *Die Beerdigung muß nicht sein, der Verbund kann erhalten bleiben*.“

„Ach ja“, seufzte Frieda, „wenn man das so hört, dann muß man doch tatsächlich glauben, daß Hennemann ein verkanntes Genie ist.“

„Hier heißt es“, sagte Egon, „wenn die Fragen peinlicher wurden, stellten sich bei Hennemann Gedächtnislücken ein. Auch an Verlustaufträge konnte er sich nicht erinnern.“

„Ja“, meinte Jan, „das Negative wird verdrängt, nur das Positive bleibt im Gedächtnis hängen.“

„Er will sich aber auch nicht erinnern“, sagte Egon. „Als ihm der Ausschußvorsitzende fragte, ob es Gespräche zwischen dem damaligen Vorstandschef der Daimler Benz AG, Edzard Reuter, und Bremens ehemaligem Bürgermeister Klaus Wedemeier über geeignete Partner für den Vulkan gegeben habe, sagte Hennemann: *Das nehme ich an*. Der Ausschußvorsitzende fragte: *Können Sie dem Ausschuß darüber berichten?* Hennemann: *Nein, das will ich nicht; die Verhandlungen sind ja gescheitert*. Darauf der Ausschußvorsitzende: *Dazu sind Sie dem Ausschuß aber verpflichtet*. Hennemann antwortete nun: *Dann kann ich mich nicht erinnern*.“

Der Hennemann macht es sich in allen Dingen leicht“, sagte Jan. „So wie er die Verluste bei den Schiffbauaufträgen einfach mit öffentlichen Mitteln ausgeglichen hat. Auf diese Weise kann jeder ein erfolgreiches Wirtschaften vortäuschen; aber nun ist der Krug zerbrochen.“

Ende November ließ sich Egon mal wieder mit einigen Zeitungen blicken.

„So wie uns Steuerzahlern Grobeckers Bettelbrief die Zornesröte ins Gesicht getrieben hat“, sagte Egon, „so hat die Veröffentlichung dieses Briefes bei Grobecker die Zornesröte ins Gesicht getrieben. Peinlich berührt scheint er nicht zu sein. Nein, er ist beleidigt. Grobecker, auch Grobi genannt, erwägt gerichtliche Schritte und läßt rechtlich prüfen. Hier steht: *Außerdem*, so der ehemalige Bundestagsabgeordnete, *werde ich etwas gegen die einseitige Berichterstattung in den Medien unternehmen*.“

„Wie ist das denn zu verstehen?“ fragte Frieda. „Will er jetzt eine Pressezensur einführen?“

„Er ist eben sehr empört, daß sein privater Brief an Hennemann, in dem er mehrere Aufsichtsratsposten für sich selbst vorschlägt, bevor er ins Rathaus einziehen wollte, öffentlich in der taz vom 5.11. abgedruckt wurde. Das sei ein Verstoß gegen das Persönlichkeitsrecht, meint er zu dieser Bloßstellung. Verärgert ist Grobecker auch über einen Bericht in der taz vom 23.11. Dort wurde über die ‚Eisfahrten‘ von Lübeck nach Helsinki berichtet, und Grobecker konnte nicht ausschließen, daß die Zeche der Saufgelage im Hotel ‚Alexander Nesky‘ in Helsinki auch mal der Vulkan bezahlt haben könnte.“



„Wie Hennemann“, sagte Jan „der kann auch keine Kritik vertragen. Er ließ alle Negativ-Berichte über sich und den Vulkan dementieren und beschwichtigende und beschönigende Berichte durch seine Öffentlichkeitsarbeiter verbreiten. In diesen Vulkan-Pressemitteilungen ging es mit dem Konzern immer nur bergauf, und kritische Berichterstattung über den Vulkan wurde als Attacke der Konkurrenz hingestellt. Oft reagierte Hennemann auf negative Berichterstattung mit der Hochnäsigkeit des Uneinsichtigen und Unfehlbaren. Als ihm vom Manager Magazin Zweckentfremdung von Subventionsgeldern und Mißwirtschaft vorgeworfen wurde, drohte er: *Wir müssen erwägen, ob wir Rechtsmittel wählen.* Auch ließ er eine Gegendarstellung mit falschen Argumenten entwerfen, aber wohlweislich nie abschicken. So, wie jetzt auch Grobecker getroffen aufheult und noch ein paar Drohgebärden von sich gibt. Das war es dann auch.“

„Die haben gelogen, noch und noch“, sagte Egon. „Hennemann hat auch immer in dieser ganzen Interessenverfälschung behauptet, es gäbe keine Verquickung mit Staatsinteressen. Heute wissen wir, daß in seinem Dienstvertrag steht, daß er bremische Belange im Werftenverbund wahrnehmen soll.“

Egon blätterte in seinen Zeitungen. „Hier“, sagte er, „hier habe ich die heutige taz. Die Überschrift auf der Bremen-Seite ist ein Hennemann-Zitat und lautet: *Ohne Vulkan stirbt die Sozialdemokratie.* In dem Bericht werden persönliche Notizen Hennemanns abgedruckt, aus denen hervorgeht, daß er auf den Senat Druck ausübte. So hat er im Juni 1995 versucht, die Landesregierung unter Druck zu setzen, um für den Vulkan-Verbund 200 Millionen Mark lockerzumachen. Mit dem Faustpfand von 10.000 Arbeitsplätzen wurde die Landesregierung politisch erpreßt. Da Klaus Wedemeier nach der Wahlschlappe im Mai zurückgetreten war, wollte Hennemann nun von Scherf die 200 Millionen Mark. Um sich auf das Gespräch am 23.6. um 14.30 Uhr vorzubereiten, notierte er sich verschiedene Argumente. Ich les mal ein paar vor: *Der Bremer Vulkan ist das wirksamste Instrument sozialdemokratischer Wirtschaftspolitik im Lande Bremen. Vulkan sichert mindestens 10.000 Arbeitsplätze in Bremen, das bringt jährlich DM 200 Mio. Einnahmen für das Land. Unser Vertrauen und unsere Stimmen haben die SPD zur stärksten Partei gemacht. Du verdankst es dem konzentrierten Einsatz der Betriebsräte für den sozialdemokratischen Spitzenkandidaten, wenn Du jetzt von der CDU das Amt des Senatspräsidenten fordern kannst. Wir sind der harte, geschlossene Kern der 30 Prozent SPD-Stammwähler,* Weiter schreibt er, mit dem Vulkan würde auch die sozialdemokratische Herrschaft untergehen; und dann sagte er vor dem Untersuchungsausschuß: *Völliger Quatsch* sei es, daß er die Landesregierung jemals unter Druck gesetzt habe, und dabei schüttelt Hennemann energisch den Kopf. Als ihm sein Vermerk vorgelegt wird, schweigt der Ex-Vulkan-Chef plötzlich. Also, sagt er, nachdem er die Notiz gelesen hat, *das ist doch keine politische Erpressung. Das würde ich heute noch unterschreiben. Mit Druck ausüben hat das nichts zu tun. Das müssen Sie im Zusammenhang sehen. Ich habe immer gesagt, wenn ihr wollt, daß wir vor 1997 an der Unterweser investieren, dann müßt ihr das auch bezahlen. Was ist denn daran schlimm?*“

„Das verstehe ich überhaupt nicht, daß wir Steuerzahler immer bezahlen sollen, wenn ein Konzern investiert“, sagte Frieda. „Jeder kleine Krauter muß zusehen, wie er über die Runden kommt, und wehe, er zahlt seine Steuern nicht pünktlich. Nur bei den Großkonzernen, da kuschen unsere Politiker. Bei dem Argument: Arbeitsplätze sind in Gefahr! kriechen unsere Politiker vor den Konzernen zu Kreuze.“

Ende November sagte Egon bei seinem Besuch: „Hennemann schweigt, und der Vulkan-Ausschuß will ihn mit Ordnungsgeld zur Aussage zwingen.“

„Sind ihm seine phantasiereichen Argumente ausgegangen?“ fragte Frieda.

„Sein Anwalt beruft sich auf das Aussageverweigerungsrecht“, sagte Egon. „Da gegen Hennemann Ermittlungen laufen, schweigt er, um nicht der Strafverfolgung ausgesetzt zu sein.“

Jan ergänzte: „Hennemanns Schweigen ist nicht gerechtfertigt, die Ermittlungen gegen ihn beziehen sich auf die Ereignisse ab 1992. Doch der Untersuchungsausschuß hätte gern gewußt, von wem die Initiative ausging, ihn 1987 von seinem Beamtenstuhl in den Vulkan-Vorstand zu schicken. Auch der an Gedächtnislücken leidende ehemalige Aufsichtsratschef Scheider kann sich nicht mehr an seine Unterschrift unter den Personalüberlassungsvertrag für Hennemann erinnern. *Irgendwas habe ich unterschrieben,* meinte er und mußte dann, als ihm das Papier vor die Nase gehalten wurde, zugeben, *das ist sicher meine Unterschrift.*“

„Was sind das für Vorstände, die irgendwas unterschreiben“, sagte Egon. „So hat er natürlich auch nichts davon bemerkt, daß in diesem Vertrag eine Verquickung von privatwirtschaftlichen mit staatlichen Interessen geregelt wurde.“

Es war ein Donnerstag, der 12. Dezember - dieses Datum ist mir in Erinnerung geblieben - da ließ sich Egon auch blicken. Er wollte wissen, wie am gestrigen Vormittag die Demo der Vulkan-Arbeiter vor dem Rathaus verlaufen sei.

„Auf der Werft hat uns am Morgen nichts mehr gehalten“, sagte Jan. „So zogen wir vor das Rathaus, wir wollten endlich wissen, was Sache ist, und bekamen die übliche Verarschung zu hören. Als sich Scherf blicken ließ, schallte ihm ein Pfeifkonzert entgegen. Wir verlangten endlich Klarheit, doch Scherf traute sich nicht, uns die Wahrheit zu sagen. *Wir arbeiten dafür, daß es weitergeht*, waren seine Worte und, wir sollten Geduld haben. Was soll das heißen? Das sind leere Worte! Wie soll es weitergehen? Das wollten wir Vulkanesen endlich wissen, denn unsere Geduld ist schon lange zu Ende. So riefen wir aus der Menge: *Sag's doch!* Aber der Feigling traute sich nicht. Warum ist der Mann nicht fähig, uns reinen Wein einzuschenken? Er hat gekniffen und sich wie so oft mit nichtssagenden Worten davongestohlen. Dann ließ sich der angeblich kranke Konkursverwalter blicken und berichtete, daß sich die Lage entscheidend verschlechtert habe. Wir haben den Konkurs im Konkurs, hieß es, und wir unterbrachen ihn mit Zwischenrufen: *Sag es doch! Sag es doch!* Doch auch er redete um den heißen Brei herum. Ein Schiff wird noch fertig gebaut, die Nummer 110, und das zweite, Nummer 111, wird vielleicht gebaut. Unser Betriebsrat, Hasso Kulla, brachte es auf den Punkt, als er sagte, daß er aufhöre zu arbeiten, er mache nicht mehr weiter. Wir haben Überstunden ohne Bezahlung geleistet, 20 Prozent weniger Lohn bekommen, kein Weihnachtsgeld, kein Urlaubsgeld, die Effektivität haben wir durch unser Engagement um 25 Prozent gesteigert. Mit diesen von uns erbrachten Leistungen wollten wir eine faire Chance bekommen. Doch seit einem Jahr haben wir keine klare Zusage, wie es weitergehen soll.“

„Jetzt ist Weihnachten, und das war es“, bemerkte Frieda

„Aber am Nachmittag, in der Bürgerschaft“, sagte Egon mit zorniger Stimme, „da hat Scherf das gesagt, was er euch nicht ins Gesicht sagen mochte. Nämlich, daß es mit dem Handelsschiffbau am Standort Vegesack vorbei ist. Wörtlich hat er gesagt: *Konkursverwalter und Landesregierung stimmen darin überein, daß auf den Handelsschiffbau am Standort Vegesack in Zukunft verzichtet werden muß.* Das heißt, die Vulkan-Werft wird im kommenden Jahr ihre Tore schließen. Diese klaren Worte mochte weder Scherf noch ein anderer zu euch da draußen am Vormittag sagen. Mit einer Bürgerschaft für einen Kredit in Höhe von 42 Millionen Mark hat der Bremer Senat die Fertigstellung eines der derzeit in Bau befindlichen Containerschiffe gesichert. Dies wird von der EU in Brüssel als Schließungsbeihilfe genehmigt. Die Selbstkosten der Werft liegen bei 70 Millionen Mark, und für 57,5 Millionen Mark will das Schiff eine Münchner Reederei kaufen. So sieht das aus, und da sülzt Scherf euch was vor, daß er dafür sorgt, daß es weitergeht.“

„Unser CDU-Finanzsenator Nölle und unser CDU-Wirtschaftssenator Perschau, die wissen sollten, was Sache ist, hätten die finanzielle Lage des Vulkan erkennen müssen. Nichts haben die beiden anscheinend bemerkt. Entweder haben sie blauäugig Hennemanns Visionen hingenommen oder sich um die Wahrheit gedrückt“, sagte Jan.

„Unser Wirtschaftssenator Perschau sagt, man habe den Schaden begrenzt. Wie ist das zu verstehen, wenn sich unsere Politiker seit einem Jahr um die Wahrheit drücken oder, wie du eben sagtest, gar nicht bemerkt haben, was beim Vulkan gelaufen ist. Hilflos sahen Bremens Politiker zu, wie der Konzern zusammenkrachte“, ergänzte Frieda die zornigen Worte ihres Mannes.

„Ihr habt recht“, sagte Jan, „diese ganze Hinhaltetaktik hat Bremen Hunderte von Millionen Mark gekostet, aber uns Vulkanesen war damit nicht geholfen.“

Mit zorniger Stimme fügte Egon hinzu: „Unser Wirtschaftssenator Perschau sagt also, man habe den Schaden begrenzt. Wurde in der Raffke-Affäre in Sachsen-Anhalt, an der er als Innenminister mit den Politikern Münch, Schreiber und Rehberger beteiligt war, der Schaden auch begrenzt? 900.000 Mark hatte dieses Polit-Quartett zuviel an Gehältern bezogen. In Magdeburg soll Perschau als Import-Politiker, da er in Hamburg nichts mehr werden konnte, mit manipulierten Daten ein unzulässig hohes Gehalt kassiert und damit auch zugleich überhöhte Pensionsansprüche erschlichen haben. Er wollte wohl auch mal, wie viele andere, in den neuen Bundesländern absahnen und hat damit auch zur Politikerverdrossenheit im Lande beigetragen. Die Raffgier dieser vier hat die Landesregierung Magdeburg damals in Verruf gebracht. Als Perschau knapp 155.000 Mark zurückzahlen sollte, da teilte sein Anwalt dem Magdeburger Gericht mit, Perschau habe, um seinen Lebensstandard zu sichern, teilweise auch seine Rücklagen einsetzen müssen.“

Frieda sagte: „Wenn es nicht so traurig wäre, dann müßte ich jetzt laut darüber lachen, daß die Politiker auch noch ernsthaft behaupten, Geld mitzubringen.“

„So ist das“, ergänzte Egon ironisch. „Weil er als Politiker auch noch Geld aus seinen Rücklagen nimmt, um uns regieren zu können, hat er als verdientes Mitglied der CDU seine Aufgabe als Wirtschaftssenator der Großen Koalition hier in Bremen bekommen.“

Zustimmend trommelten Jan und Frieda zu Egons Worten auf den Tisch, daß die Kaffeetassen klapperten und auch Bello machte seiner Empörung mit lautem Bellen Luft.

Damit war das Jahr 1996 gelaufen. Die EU-Wettbewerbswächter aus Brüssel wollten die Protokolle des Vulkan-Untersuchungsausschusses einsehen. Sie interessierten sich für den Deal zwischen Bremen und dem Vulkan. Denn das Land Bremen hatte über die Hibeg, eine Gesellschaft, die hundertprozentig im Besitz des Landes Bremen war, dem Vulkan Schiffsbeteiligungen zu weit überhöhten Preisen abgekauft. Nach dem Motto: Hibeg, das sieht wie eine private Firma aus, wer dahintersteht, das geht die EU nichts an. So wurden versteckte Subventionen in Höhe von 250 Millionen Mark gezahlt. Nicht der Wert der Schiffsbeteiligungen wurde bezahlt, sondern der Kreditbedarf des Vulkan. Mit dieser Masche wurde dem Vulkan aus seiner Finanzklemme zu neuer Liquidität verholfen. Das heißt:

Durch versteckte Subventionen aus Steuergeldern wurde bei den Käufen die Differenz zwischen dem Herstellungspreis, der weit über dem Verkaufspreis lag, finanziert - volkseigener Betrieb Bremer Vulkan.

Die Vulkan-Arbeiter stellten auf einer Betriebsversammlung dem Konkursverwalter und dem Senat ihre Forderungen: Die beiden Containerschiffe 110 und 111 müssen fertiggestellt werden, und die Laufzeit der Mypegasus-Beschäftigungsgesellschaft soll über den April 1997 hinaus verlängert werden. Unter diesen Voraussetzungen wollten sie die beiden Schiffe fertigbauen. Sie hatten nichts mehr zu verlieren, wohl aber der Bremer Senat und der Konkursverwalter, der auf Erlöse aus dem Verkauf der noch nicht fertiggestellten Containerschiffe hoffte. Als Schlachtlämmer wollten die Vulkan-Arbeiter nicht in die Bremer Wirtschaftsgeschichte eingehen, aber sie hatten das Gefühl, daß sie von vorn bis hinten durch den Kakao gezogen wurden.

## Frühjahr 1997

Mitte Januar berichtete Frieda: „Gestern Vormittag war ich auf dem Domshof zum Einkaufen. Die haben dort immer einen schönen Markt. Wie ich da so einen Blick auf das Haus vom Vulkan werfe, da montierten sie gerade mit einer Hebebühne den Schriftzug ‚Bremer Vulkan Verbund AG‘ ab. Nun ist es aus, habe ich gedacht.“

„Nun ist es aus und vorbei“, sagte Egon, während er genüßlich seinen Kaffee trank. „Die Aktiengesellschaft befindet sich in Konkurs. Wer jetzt immer noch Vulkan-Aktien hat, der sollte sie verkaufen, bald gibt es nichts mehr für das Papier.“

„Innerhalb eines Jahres ist der Kurs von 20 Mark auf 2 Mark gefallen“, sagte Jan.

„Es ist noch gar nicht so lange her, da lag ihr Kurs über 100 Mark“, bemerkte Egon.

„Das ist ein schwacher Trost“, meinte Frieda. „Wenn ich wüßte, daß es umgekehrt ist: von heute 2 Mark auf 100 Mark, dann würde ich sofort welche kaufen.“

Bei diesen Worten mußte ich an die empörten Aktionäre auf der Aktionärsversammlung im Schnoor denken. Die waren damals noch in dem naiven Glauben, daß die Aktie schlecht geredet werde, damit sich ein Großaktionär billig einkaufen konnte. Inzwischen waren auch sie eines besseren belehrt worden.

„Es soll unter den Vulkan-Aktionären Optimisten geben“, sagte Jan, „die glauben, sie würden aus den Erlösen der Konkursmasse befriedigt“

Egon und Frieda lachten zu Jans Bemerkung, und Egon sagte: „Es gilt die Regelung: Schuldentilgung vor Eigenkapitalrückzahlung. Dies besagt nichts anderes, als daß im Konkursfall zunächst die Schulden aus dem verbliebenen Vermögen getilgt werden müssen. Erst dann kommen die Aktionäre zum Zug.“

Jan bemerkte: „1994 waren noch 40.000 der 50.000 Anteilseigner beim Vulkan Privatleute.“

„Die können sich jetzt mit ihren Aktien preiswert das Wohnzimmer tapezieren“, meinte Egon, „dann haben sie eine bleibende Erinnerung vor Augen.“

„Du bist aber mal wieder schadenfroh“, entgegnete Frieda.

Mitte Februar erwähnte Egon beiläufig beim Kaffeetrinken:

„Hennemann muß ein Ordnungsgeld in Höhe von 1.000 Mark zahlen. Aber das ist für ihn sicherlich ein Trinkgeld.“

Frieda sagte: „Ich nehme mal an, daß er nicht falsch geparkt hat und deshalb löhnen muß.“

„Mit dieser Annahme liegst du richtig, Frieda. Er muß diese 1.000 Mark Ordnungsgeld zahlen, weil er, ihr erinnert euch, bei seiner zweiten Zeugenvernehmung Ende November vor dem Untersuchungsausschuß zu der Frage geschwiegen hat, von wem 1987 die Initiative ausging, ihn von seinem Beamtenstuhl in den Vulkan-Vorstand zu schicken. Jetzt wird er erneut vorgeladen. Mal sehen, wie es dann mit seinen Gedächtnisstörungen aussieht.“

„Es ist doch inzwischen bekannt“, sagte Frieda, „einige Vulkan-Vorstände hielten es mit den drei Affen: nichts hören, nichts sehen, nichts sagen.“

„Richtig!“ gab Jan ihr recht. „Vorstandskräfte legten Ergebnisse von Gutachten schon von vornherein fest, und darum soll ein eingeweihter Vulkanese gesagt haben: Für Affentheater kassieren die Millionen.“

„Konkursverwalter Wellensiek sagt: *Es war nicht mehr herauszuholen*“, bemerkte Egon. „Er sei enttäuscht darüber, daß er die Vulkan-Werft nicht erhalten konnte. Doch sei es ihm gelungen, einen Totalabsturz zu verhindern, und er meint, das sei schon eine bedeutende Leistung.“

„300 Arbeitsplätze sollen auch in Zukunft beim Marineschiffbau in Zusammenarbeit mit der Lürssen-Werft erhalten bleiben“, bestätigte Jan. „Vorausgesetzt, daß der Vulkan wieder in die Arbeitsgemeinschaft Fregattenbau aufgenommen wird.“

„Fest steht jedenfalls“, ergänzte Egon, „daß das Kreuzfahrtschiff ‚Costa II‘ nicht in Bremen oder Bremerhaven fertiggebaut wird. Man will den Rumpf verkaufen.“

Ende Februar berichtete Egon: „Gestern ist der Vulkan-Untersuchungsausschuß in die zweite Runde gegangen. Der ehemalige Vulkan-Vorstand Manfred Timmermann sagte, daß er davon ausgeht, daß die Politiker in Mecklenburg-Vorpommern wie auch in Bremen genau über die finanzielle Lage des Konzerns Bescheid wußten. Ein entscheidender Grund dafür, daß er im Herbst 1993 aus dem Vorstand der Bremer Vulkan Verbund AG ausgeschieden war, sei der sorglose Umgang mit Fördermitteln gewesen, die den Ost-Werften zugestanden hätten. Er hatte schon damals bezweifelt, daß der Konzern jemals die Gewinnkraft aufbringen könnte, die Ostgelder ordnungsgemäß zurückzuzahlen.“

„Ansonsten hat die Vulkan-Werft die Ost-Werften ja auch reichlich über den Tisch gezogen“, bemerkte Jan. „So verkaufte der Vulkan im September 1993 siebzehn alte Ordner mit Zeichnungen für Containerschiffe für 80 Millionen Mark an die Werften in Mecklenburg-Vorpommern. Das sollte Geld in die leere Kasse der Bremer Schiffbauer bringen. Die Wismarer Schiffbauer hätten diese Schiffe auch allein bauen können. Diese Unterlagen sollen höchstens 8 Millionen Mark wert gewesen sein.“

Egon berichtete weiter: Timmermann sagte aus, die Frage habe immer nur gelautet: Wo kriegen wir Unternehmen mit großen Subventionen her? So bedauerte Timmermann, daß er bei seinem Ausscheiden nicht auf die gefährliche Fehlentwicklung im Konzern aufmerksam machen konnte, da ihn sein Ausscheidungsvertrag zur Verschwiegenheit verpflichtete. Trotzdem nutzte er seine Abschiedsbesuche, um die politisch Verantwortlichen zu warnen. So hat er beim Ausscheiden seine Besorgnis Birgit Breuel mitgeteilt, die als ehemalige Treuhand-Chefin für die Auszahlung von Subventionen verantwortlich war. Sie hatte es für ganz schlimm befunden, was sie da zu hören bekam, aber die Millionen flossen weiter. Auch dem Ministerpräsidenten von Mecklenburg-Vorpommern, Dr. Bernd Seite, saß er in seinem Amtszimmer gegenüber. Dr. Seite hatte seinen für Werften zuständigen Abteilungsleiter, Michael Bednorz, hinzugezogen. Doch ungläubig und ausweichend hatte der Ministerpräsident von Mecklenburg-Vorpommern auf Timmermanns Vorwürfe geantwortet. Ähnlich erging es ihm bei Bremens damaligem Ersten Bürgermeister, Klaus Wedemeier, bei der CDU-Landesvorsitzenden Angela Merkel, die im Werftenstandort Stralsund ihren Wahlkreis hat, im Kanzleramt mit dem Staatssekretär Johannes Ludewig und im Wirtschaftsministerium mit Staatssekretär Dieter von Würzen. Anscheinend wollten sie sich nicht eingestehen, daß die Vulkan-Politik gescheitert war, oder sie fürchteten die Konsequenzen. Alle hofften sie bis zuletzt, daß Hennemanns Visionen von einem maritimen Großkonzern Wirklichkeit würde.“

Frieda bemerkte: „Laut Timmermann müssen auch die Führung der Hibeg und der damalige FDP-Wirtschaftssenator Claus Jäger über die Situation beim Vulkan Bescheid gewußt haben. Aber vielleicht haben diese Herren es auch alle mit den drei Affen gehalten.“

„Den früheren Vorstandschef der Schichau-Seebeck-Werft, Jürgen Gollenbeck, haben sie auch angehört“, berichtete Jan. „Der ist jetzt Vorstandssprecher bei der HDW-Werft in Kiel. Er sagte, dort herrsche ein ausgeprägtes Interesse an Produktivität und Wettbewerbsfähigkeit sowohl bei Kapitaleignern als auch bei Arbeitnehmervertretern, und das habe er in Bremen vermisst.“

„Erinnert ihr euch noch an Günter Smidt?“ fragte Egon.

„Das war doch der, der sich von Vulkan-Arbeitern Haus und Garten hat machen lassen“, antwortete Frieda.

„Und hat nicht einen Pfennig dazubezahlt“, ergänzte Jan. „Genau der“, sagte Egon. „Der hat es auch, wie Hennemann, abgelehnt, auf mehrere Fragen der Ausschußmitglieder zu antworten. Auf Anraten seines Anwalts machte er vom Aussageverweigerungsrecht Gebrauch, da gegen ihn staatsanwaltschaftliche Ermittlungen laufen. Der Ausschuß will nun auch Smidt per Ordnungsgeld zum Reden zwingen. Morgen soll Hennemann erneut vernommen werden. Bei dem hatte das Amtsgericht ja auch schon 1.000 Mark Ordnungsgeld wegen grundloser Zeugnisverweigerung festgesetzt.“

Drei Tage später, am Freitagmorgen, war Egon mit seiner Zeitung unterm Arm wieder da.

„Hennemann verweigert Aussage und beschimpft Vulkan-Ausschuß“, las er die Überschrift vor.

„Wieso hat er den Ausschuß beschimpft?“ wollte Frieda wissen.

„Der Ausschuß ist unfähig, nicht neutral und kompetent, hat er gesagt und somit zum zweiten Mal die Aussage verweigert. Ich les‘ mal ein Stück aus seiner Erklärung vor, die hier abgedruckt ist: *Sie haben die Vermutung meiner Berater voll bestätigt, daß der Ausschuß in seiner Gesamtheit – überraschenderweise nicht nur die Vertreter der Koalitionsparteien - an einer neutralen, objektiven Sachaufklärung nicht interessiert ist, sondern lediglich an Aussagen, die ein bereits vorgefaßtes - politisch motiviertes - Vorurteil bestätigen.*“

„Die Vermutung meiner Berater“, wiederholte Frieda. „Ich dachte, der Mann weiß alles und braucht keine Berater. Im Gegenteil, er hat doch immer anderen Ratschläge erteilt.“

„So haben sich die Zeiten geändert“, meinte Jan. „Nur braucht er doch Berater.“

„Weiter steht hier“, sagte Egon, „daß er den Ausschußvorsitzenden Hermann Kuhn hart attackierte und ihm pauschal vorhielt, seine Aussagen abfällig zu kommentieren.“

„Dabei macht Hennemann doch kaum Aussagen“, bemerkte Frieda, „wenn es interessant wird, bekommt er Gedächtnisstörungen und schweigt.“

„Vielleicht mag er den Kuhn nicht leiden, weil der von den Grünen ist“, sagte Jan. „Solche Leute wie Kuhn, die in ihrem früheren Beruf als Lehrer auch noch Berufsverbot bekommen haben, da sie Mitglied des KBW waren, sind einem biedereren Sozialdemokraten wie Hennemann nicht geheuer.“

„Mag sein“, pflichtete ihm Egon bei. „Promoviert hat Kuhn auch. Das Thema seiner Doktorarbeit hieß: ‚Der Bruch - Autobiographische Schriften von Exkommunisten im geteilten Deutschland.‘“

„Also ein richtiger Doktor“, bemerkte Frieda, „und nicht so ein komischer Dokortitel aus Amerika, mit dem Wedemeier angeschlichen kam.“

Egon sagte: „Auf Kuhns Stellvertreter Jens Böhrnsen von der SPD, war Hennemann auch sauer, da dieser frühzeitig die Dienstverträge zwischen ihm und der Hansestadt Bremen öffentlich kritisiert hatte. Er hätte ihn vor dieser Kritik anhören müssen, meinte Hennemann.“

„So ist es richtig“, sagte Frieda, „immer erst fragen, ob es so auch genehm ist.“

„Wie hat Hennemann denn den Vorwurf der Unfähigkeit des Ausschusses begründet?“ wollte Jan wissen.

„Er sagte, nach seiner Einschätzung könne etwa die Hälfte der geladenen Zeugen, ob Manfred Timmermann oder Birgit Breuel, zum Gegenstand des Beweisbeschlusses, nämlich dem Unterweser-Konzept, nichts beitragen, da sie mit dem Thema nicht befaßt gewesen seien.“

„Sehr einleuchtend“, bemerkte Frieda.

Egon berichtete weiter: „Hennemann berief sich auf sein Aussageverweigerungsrecht, da er nach wie vor den Ermittlungen der Staatsanwaltschaft ausgesetzt sei und der Ausschuß beantragte beim Amtsgericht wiederum ein Ordnungsgeld gegen ihn.“

„Aber im Fernsehen“, sagte Frieda, „das habe ich gestern abend gesehen, auf dem Flur vor laufenden Kameras, da hat er ausgesagt und seine früheren Kollegen schlechtgemacht.“

„Jedenfalls hat der Sozialdemokrat Böhrnsen gesagt“, erzählte Egon weiter, „daß er kein Verständnis dafür habe, daß der stets fair behandelte Hennemann entgegen ersten Beteuerungen an der Klärung der Vorgänge zwischen Vulkan und Politik nicht mehr mitwirken wolle.“

„Da wird der Hennemann schon seine Gründe haben, daß er an dieser Klärung nicht interessiert ist“, meinte Frieda.

„Der ehemalige Aufsichtsratsvorsitzende Johann Schäffler wurde gestern auch gehört“, sagte Egon. „Er wurde gefragt, seit wann er von der Schieflage des Vulkan-Konzerns wußte und welche Möglichkeiten er als Aufsichtsrat gehabt und genutzt habe, um einzugreifen. Er konnte keine klaren Antworten geben. Ich weiß beim besten Willen nicht, wofür der als Aufsichtsrat sein Geld bekommen hat. Der Aufsichtsrat sei keine Obergeschäftsführung, betonte er immer wieder als Ausrede. Als er gefragt wurde, ob die Gewinnerwartungen des Vulkan-Konzerns der Hauptversammlung gegenüber geschönt worden seien, antwortete Schäffler, jeder Jahresabschluß beinhalte Elemente der Gestaltung. Es sei nicht die Aufgabe des Aufsichtsrates, das zu überprüfen, denn er sei, wie gesagt, keine Obergeschäftsführung. Aus dem von ihm unterschriebenen Protokoll zur Hauptversammlung 1995 geht eindeutig hervor, daß Hennemann den Aufsichtsrat vor der Hauptversammlung über die Krise bei Dörries Scharmann und das Ausbleiben der BvS-Gelder informiert hatte. In seiner euphorischen, schönfärbenschen Rede auf der Hauptversammlung im Juni 1995 vor den Aktionären verlor Hennemann darüber kein Wort. Die Aktionäre sind also mit Wissen des Aufsichtsrates getäuscht worden, und Schäffler hatte zuvor fest behauptet, Hennemann habe den Aufsichtsrat erst im Anschluß an die Hauptversammlung aufgeklärt. Es konnte ihn nicht aus der Fassung bringen, als er dieser falschen Aussage überführt wurde. *Sie haben die Kontrollfunktion nicht wahrgenommen*, mußte er sich vom Ausschuß sagen lassen.“

„Timmermann hatte schon recht“, sagte Jan, „als er vor dem Ausschuß seine Ex-Kollegen mit dem Satz abkanzelte: *Nach meiner Einschätzung war das mangelhafte Niveau des Managements sowohl auf der Vorstands- als auch auf der darunterliegenden Leitungsebene der Grund für die Unfähigkeit des Konzerns, eine wirksame Konsolidierung zu erreichen.*“

„Leute, die Courage hatten und kritisch denken konnten, wollten die im Aufsichtsrat nicht haben“, sagte Egon. „Als der bis 1993 amtierende Aufsichtsratschef Wilhelm Scheider immer mehr berechtigte Kritik an dem Expansionsstreben und der Finanzverfassung des Vulkan übte, paßte dies Hennemann und seinen Ja-Sagern gar nicht. Wütend wandten sie sich mit einer Beschwerde an den damaligen Bürgermeister Wedemeier, und der stellte fest: Untragbar, es geht nicht mehr, daß der Scheider länger Aufsichtsratsvorsitzender bleibt. Denn Wedemeier hatte die Akte Vulkan zur Chefsache erklärt. Fakten und Taktiken erörterte er oft allein im Gespräch mit Hennemann.“

„Nieten in Nadelstreifen“, ergänzte Jan.

„Ach ja“, seufzte Frieda, „die Politik des Vertuschens hat dem Ansehen Bremens sehr geschadet.“

„Wie ich eben schon erwähnte“, fuhr Egon fort, „Wedemeier forderte den erfahrenen Industriemann Scheider aus dem Hause Krupp auf, nicht wieder für den Vorstand zu kandidieren. Seine Mitaufseher reagierten zwar mit Entsetzen, und einige versuchten, Wedemeier vom Gegenteil zu überzeugen, doch am Ende setzte sich der Präsident des Senats durch. Hatte Scheider doch versucht, den politischen Einfluß auf den Vulkan zurückzudrängen.“

„Damit wurde mal wieder bestätigt“, ergänzte Jan Egons Worte, „daß der Bremer Senat ein wichtiges Wörtchen mitgeredet hat, wenn es um die Besetzung des Aufsichtsrates des Vulkan Verbundes ging. Dies geschah eben auch noch, als das Land Bremen seine Vulkan-Aktien bereits verkauft hatte.“

Bei einem seiner Kaffeebesuche Anfang März erzählte Egon: „Da hat der Untersuchungsausschuß wieder einen Zeugen mit Gedächtnislücken vernommen. Den Amtsvertreter des Wirtschaftssenators, den Staatsrat Frank Haller. Mit blumigen Worten süzte er: *Wir wollten Projekte, aus denen wir Honig für Bremen saugen konnten; aber die kleinen Pflanzen sind leider mangelhaft betreut worden und abgestorben.* Weiter berichtete er, daß er als Aufsichtsratsvorsitzender der landeseigenen Hibeg gegen den Zukauf verlustträchtiger Maschinenbaubetriebe gewesen sei. Daraufhin las der Ausschußvorsitzende Hermann Kuhn aus den Akten vor, daß der Aufsichtsrat einstimmig für das Geschäft gestimmt habe. Nun konnte er sich nicht mehr so genau erinnern.“

„So ein Wendehals“, bemerkte Egon. „Heute Kritiker und gestern noch Mitläufer gewesen.“

Egon berichtete weiter: „Schon gar nicht mehr erinnern konnte er sich, als er vom Ausschußvorsitzenden gefragt wurde, ob er von Regierungsseite eine Weisung zur Zustimmung zum Kauf der Maschinenbaubetriebe bekommen habe. Auch wußte der Staatsrat nichts davon, daß die Hibeg Schiffsbeteiligungen vom Vulkan kaufte und dies nicht bei der EU anmeldete. Als Kuhn beharrlich nachfragte, meinte er, daß es um die Rettung der Werft gegangen sei. Da habe man nicht lange nachgefragt, ob es sich um illegale Beihilfen handelte. Natürlich hatte auch er bis Mitte 1995 nichts davon geahnt, daß sich beim Vulkan große Liquiditätslücken auftaten. Er meinte, es sei eine gewisse Überraschung für alle gewesen, als der Vulkan Verbund kurzfristig einen Kreditbedarf über 300 Millionen Mark anmeldete.“

„Der Herr Staatsrat war ja auch ein intimer Kenner des Vulkan-Innenlebens“, meinte Frieda. „Aber wenn man den so hört, dann muß er auch im Tal der Ahnungslosen gelebt haben.“

„Die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Susat & Partner wurde von der Treuhandnachfolgerin BvS beauftragt, ein Gutachten zu erstellen. Werner Bohl ist dort Wirtschaftsprüfer“, berichtete Egon weiter, „und behauptet, daß sich die Aufsichtsräte des Bremer Vulkan Verbundes nicht genügend um Informationen über die wirkliche Ertragslage im Unternehmen gekümmert haben.“

„Das haben wir als Nicht-Fachleute auch schon vor einem halben Jahr gesagt“, unterbrach ihn Frieda. „Weiter sagte Werner Bohl, Kontrolleure müßten auch das Kleingedruckte im Anhang des Geschäftsberichts lesen. Das setze zwar erhebliche Sachkenntnisse voraus; wer jedoch nichts verstehe, müsse fragen.“

„Das heißt also“, sagte Jan, „daß die Herren Aufsichtsräte nichts begriffen haben, aber sich auch nicht trauten zu fragen.“

„Wie auch immer“, fuhr Egon fort, „jedenfalls hat Werner Bohl nicht verstanden, daß die drei Bankenvertreter im Aufsichtsrat nicht auf ihre eigenen Stäbe zurückgegriffen haben, um sich schlau zu machen.“

„Ich hätte jedenfalls nicht die Geduld, die die Mitglieder des Vulkan-Untersuchungsausschusses bei ihren Befragungen haben müssen“, sagte Frieda. „Die müssen sich doch oft bei den Antworten, die sie auf ihre Fragen bekommen, verarscht fühlen.“

„Das ist weiß Gott nicht einfach“, gab ihr Egon recht, „die Verflechtungen zwischen Bremischen Regierungsstellen und einem regierungsnahen Werften-Konzern offenzulegen. Versuchen doch einschlägige Kräfte aus Filz- und Vetternwirtschaft den Ausschuß aus den Angeln zu heben und seine Mitglieder zu zermürben.“

„Da hätte ich schon längst die Geduld verloren“, sagte Jan, „wenn ich Hennemann vor mir gehabt hätte und der trotzig die Aussage verweigert, oder den bis zuletzt in der obersten Führung tätigen Günter Smidt, der dem Ausschußvorsitzenden nicht einmal die Frage beantworten konnte, ob er Mitglied des Vorstandes gewesen sei. Da müssen sich die Ausschußmitglieder so manches Mal an der Nase herumgeführt fühlen. Frieda hat es ja noch deftiger ausgedrückt.“

„Am leichtesten hat es sich Claus Grobecker gemacht“, sagte Egon. „Der polterte gleich los: *Ich übernehme von vornherein die Schuld für das Vulkan-Debakel, dann sind wir damit durch!* So einfach ist das also laut Grobecker.“

„Ich habe noch immer die lauten und erregten Worte in den Ohren, mit denen Grobecker vor dem Untersuchungsausschuß seinen Brief an Hennemann rechtfertigte“, sagte Frieda. „Wir haben das alles aus den Fernsehnachrichten aufgezeichnet. Ich habe es *mir* inzwischen ein paarmal angehört; das waren seine Worte: *Wenn das Schule macht, wenn also jemand, der seine Zeit für, ich nehme dieses Wort ungern in den Mund, für das öffentliche Wohl geleistet hat, 25 Jahre, sich anschließend um einen Job kümmert, auf diese Weise diskriminiert wird, dann sage ich ihnen, wir reden häufig über politische Kultur, dies ist eine Verwerfung von Kultur.*“

„Kein Kommentar!“ sagte Egon. „Aber am nervösesten ist der Gewerkschafter Frank Teichmüller gewesen. Den nervte die Anhörung so, daß er die Kameraleute wild gestikulierend wie lästige Fliegen abwehrte.“

„Jedenfalls“, sagte Jan, „ohne den parlamentarischen Untersuchungsausschuß wären die Dienstverträge zwischen Bremen und Hennemann, die der verschworenen Gemeinschaft zwischen Politik und Vulkan eine rechtliche Basis gaben, wohl Geheimdokumente geblieben, und niemand hätte die weitreichende Kumpanei und Ahnungslosigkeit, die bei Aufsichtsräten und Wirtschaftsprüfern herrschte, als Skandal empfunden. So kam auch an die Öffentlichkeit, daß ein Aufsichtsratschef gleichzeitig eine lukrative Beratertätigkeit für das gleiche Unternehmen ausübte. Damit war die Grenze zulässiger Ämterverquickung überschritten. Das gilt auch für Wedemeier, der sich als Oberkontrolleur in die Arbeit der Aufsichtsräte einmischte.“

Mitte März besprachen die drei mal wieder die letzten Pressemitteilungen aus dem Vulkan-Untersuchungsausschuß.

Egon berichtete: „Die ehemalige Treuhandchefin Birgit Breuel hat vor dem Untersuchungsausschuß ausgesagt, daß sie keine Zweifel hatte, daß der Bremer Vulkan die vertraglich vereinbarten Bedingungen zur Übernahme der Ost-Werften einhalten würde. Sie hielt es damals auch für ausgeschlossen, daß der Vulkan Gelder zweckentfremden könnte, und bestritt, von früheren Vorständen und Aufsichtsräten über mangelnde Liquidität und Investitionskraft im Vulkan-Verbund

frühzeitig informiert worden zu sein. Die von Manfred Timmermann bei seinem Abschiedsbesuch ausgesprochene Warnung vor dem Mißbrauch von Sanierungsmitteln war für sie kein Anlaß zur Sorge, da seine Hinweise keine Fakten enthielten; es seien allenfalls Vermutungen gewesen. Wörtlich sagte sie: *Hätte er konkret Fakten vorgetragen, wäre ich im Quadrat gesprungen.*“

„Aber so ganz spurlos scheinen die Warnungen von Timmermann an ihr doch nicht vorbeigegangen zu sein“, sagte Jan. „Die Treuhand verlangte als Sicherheit zusätzliche Bankbürgschaften für die Ost-Gelder. Doch diese Leistungen verweigerte der Vulkan als nicht vertragsgemäß. Gute 800 Millionen Mark an Ost-Beihilfen wurden vom Vulkan zweckentfremdet und in die Verlustlöcher seiner West-Firmen gesteckt. Erst Auflagen der EU-Kommission zwangen die Treuhand, den Vulkan aufzufordern, die schon ausgezahlten Subventionen auf ein Sperrkonto zu überweisen.“

„Ich glaube“, sagte Frieda, „die Breuel hat bei diesem Geschäft gar nicht so genau hingesehen. Sie hat nach dem Motto gehandelt: Hauptsache privatisieren! Das Privatisieren war ihr ein und alles. Da kam es ihr auf ein paar Millionen mehr nicht an.“

„Neulich hast du mit deinen Kollegen vor dem Rathaus demonstriert, damit die Beschäftigungsgesellschaft Mypegasus bis zum Endes des Jahres bestehenbleiben soll“, sagte Egon zu Jan.

„Wir mußten uns sagen lassen“, antwortete Jan, „daß wir, im Vergleich zu dem, was sonst Arbeitslose zu erwarten hätten, eine Vorzugsbehandlung genießen. Das ist solch ein dummes Zeug, das unsere Politiker da von sich geben. Wir haben keine Perspektive! Es fehlt nicht mehr viel, und wir schmeißen endgültig genervt unsere Klamotten hin. Dann sollen die zusehen, wie die Containerschiffe fertiggebaut werden. Am Sonnabend soll mit der Landesregierung über den Fortbestand der Beschäftigungsgesellschaft ein Gespräch geführt werden. Arbeitssenator Beckmeyer sagte wörtlich zu uns: *Ich setze darauf, daß ein Weg gefunden wird, der euch weiterhilft*, und unser Wirtschaftssenator Perschau meinte, wir sollten dazu beitragen, daß das Vertrauen in den Schiffbaustandort Bremen erhalten bleibt.“

„Und wer hat dazu beigetragen, daß der Großschiffbau in Bremen nicht erhalten geblieben ist?“ fragte Frieda.

„Der ehemalige Umweltsenator von den Grünen, Ralf Fücks, hat vor dem Untersuchungsausschuß gesagt, er könne überhaupt nicht nachvollziehen, daß verantwortliche Personen im Vulkan und in der Regierung nichts von der Liquiditätskrise des Bremer Vulkan gewußt haben“, berichtete Egon. „Er behauptete, daß bereits Ende 1993 dem Senat Anzeichen einer äußerst angespannten Finanzsituation vorlagen. Wörtlich sagte er: *Ende 1993 fingen die Warnlichter an zu blinken.*“

„Deutlicher hat bisher kein verantwortlicher Politiker den Kenntnisstand des Senats beschrieben“, bemerkte Frieda.

„Unser ehemaliger Bürgermeister Wedemeier war auch da“, fuhr Egon fort. „Er schleppte, im Gegensatz zu Fücks, einen ganzen Stapel Akten mit sich herum.“

Frieda unterbrach ihn mit der Bemerkung: „Wer es nicht im Kopf hat, hat es in den Akten.“

„Jedenfalls hat Wedemeier gesagt, daß es Anfang 1995, als sich das Ende der rot-grün-gelben Koalition ankündigte, durchaus eine Chance für die bremischen Werften gab. Heftige Kritik übte Wedemeier an seinem damaligen Staatsrat und Beratungsassistenten Andreas Fuchs. Hatte dieser doch vor dem Untersuchungsausschuß gesagt, Wedemeier habe Vulkan-Angelegenheiten zur Chefsache erklärt, und er und andere Beamte seien mit Kritik nicht bis zum Bürgermeister durchgedrungen.“

Wieder wurde Egon von Frieda mit einer Bemerkung unterbrochen: „Da kann man mal sehen, wie alte Freundschaften enden.“

„Nun ja“, meinte Egon, „jedenfalls hat Wedemeier dazu wörtlich gesagt: *Ich habe für diese Aussage überhaupt kein Verständnis.*“

„Das kann ich gut verstehen“, wurde er erneut von Frieda unterbrochen.

„Fuchs hätte keine großen Neigungen gehabt, sich groß in Details einzuarbeiten, behauptete Wedemeier. Seine Stützen im Rathaus seien andere Mitarbeiter gewesen.“

„Auch das glauben wir ihm gerne“, meinte Jan.

Egon berichtete weiter: „Wedemeier wollte dem Kontrollgremium des Vulkan keine Chance geben, Bremen für ein eventuelles Scheitern des Unterweser-Konzepts verantwortlich zu machen. So entschloß er sich nach Abstimmung mit seinem Finanzsenator und dessen Verwaltung, im April 1995 einen Brief an den Vulkan-Aufsichtsrat zu schreiben. Er bekräftigte in diesem Brief die Bereitschaft Bremens, dem Werftenverbund unter bestimmten Bedingungen zu helfen. Da sich zu diesem



Zeitpunkt die Koalition schon spaltete, hielt er es nicht für nötig, seinen FDP-Wirtschaftssenator Jäger von diesem Brief in Kenntnis zu setzen. In einer Pressemitteilung teilte Wedemeier mit: *Senator Jäger verweigerte angesichts dieser Lage jede konstruktive Zusammenarbeit und nahm seine Pflichten als zuständiger Senator nicht mehr wahr.* Jäger war natürlich aufgrund dieser Beschuldigungen sauer. So verteilte er eigenhändig auf der Untersuchungsausschußsitzung eine Gegenstellungnahme in der stand: *Diese Behauptung ist ein die Tatsachen auf den Kopf stellendes, durchsichtiges Manöver, mit dem Herr Wedemeier abzulenken versucht, daß er mit seinem SPD-Genossen Friedrich Hennemann ein politisches Koppelgeschäft verabredet hatte. Nach dem Motto: Wedemeier sagt Hennemann 200 Millionen DM zu und tritt bei den Bürgerschaftswahlen in Bremerhaven als Retter der Werften auf.* Das CDU-Ausschußmitglied Jens Eckhoff amüsierte sich köstlich über dieses Wortgefecht der Alt-Koalitionäre und stellte fest: *Die Ampel flackert noch - auf dem Schrotthaufen.*“

„Wie hat sich Wedemeier dazu geäußert, daß er die Ablösung des Vulkan-Oberaufsehers Wilhelm Scheider gewünscht hat?“ wollte Jan wissen.

Egon grinste: „Er hat sich damit gerechtfertigt daß er eine gewisse Verjüngung für angebracht hielt, da Schejder damals 65 Jahre alt gewesen sei. Weiter sagte Wedemeier, daß er nur auf die Besetzung zwei weiterer Aufsichtsräte Einfluß genommen hätte. Noch Fragen, Kienzle?“

„Nein, Hauser“, antwortete Jan.

Eine gute Woche später berichtete Egon: „Nun zieht der Vulkan-Ausschuß Zwischenbilanz, und die Ausschußmitglieder wundern sich darüber, wie nachlässig die Aufsichtsräte ihre Kontrollpflicht ausübten. Der Ausschußvorsitzende Hermann Kuhn sagte mitleidig über die Zeugenvernehmung: *Viele Ritter von der traurigen Gestalt - der strahlende Held war nicht dabei.*“

„Über was hat man sich noch sonst so bei der Zwischenbilanz gewundert?“ wollte Frieda wissen.

„Auch über die Wirtschaftsprüfer“, sagte Egon. „Die hatten Mehrfachfunktionen, und dies sei eine unsittliche Art, hieß es. Künftig müßten ihre Aufgaben als Abschlußprüfer, als Gutachter für Investitionen und als Gutachter für den Senat, wenn es um die Gewährung öffentlicher Mittel geht, klar getrennt werden.“

Jan fuhr für Egon fort: „Kuhn hat gesagt, daß die Konzernleitung von Ende 1993 bis Mitte 1995 offensichtlich nicht wußte, was sie auf mittlere Sicht mit den bremschen Werften vorhatte. Konstant in den wechselnden Konzepten ist nur das Verlangen nach staatlicher Hilfe gewesen. Die Bremerhavener Werften waren für den Konzern nicht mehr lebensnotwendig, und die Drohung, sie zu schließen, war keine leere Drohung. Bremen war immer noch erpreßbar. Der Ausschuß deckte im Vulkan Verbund Fehlentscheidungen und ein völliges Versagen des Managements auf. Kuhn sagte dazu wörtlich: *Da wurde manchmal nicht mal mit Wasser gekocht.* Der Konzern sei wohl schneller gewachsen als die Fähigkeit seiner Leitung, ihn zu organisieren und im Tagesgeschäft zu führen.“

Frieda sagte: „Wenn man so die hilflos wirkenden Aussagen des Vulkan-Managements hört, dann war das eine Koalition von Ahnungslosen, und die Liquiditätskrise hat sie vollkommen überraschend wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen.“

Egon berichtete weiter: „Kuhn sagte, daß der zweite Komplex im Aufklärungsmarathon mit gutem Ergebnis und neuen Erkenntnissen geendet habe und nur die Aussageverweigerung von Hennemann und Smidt den Erfolg gemindert habe.“

„Smidt?“ fragte Frieda. „Das war doch der, der sich von den Vulkan-Arbeitern seinen Garten machen ließ und vor dem Ausschuß noch nicht einmal die Frage beantworten konnte, ob er Mitglied des Aufsichtsrates gewesen sei.“

„Frieda“, sagte Jan mit gespielter vorwurfsvoller Stimme, „sicherlich hätte er diese Frage beantworten können, so blöd ist er nicht. Er wollte sie nicht beantworten, da er von seinem Aussageverweigerungsrecht Gebrauch machte, weil staatsanwaltschaftliche Ermittlungen gegen ihn laufen!“

Egon berichtete weiter: „So hat Kuhn über das Schweigen dieser beiden Herren auch gesagt: *Es ist mißlich, wenn man nicht mit jemandem, sondern immer über jemanden reden muß; die Herren werden am Ende zu Phantomen.*“

„Und einer aus dem Ausschuß“, ergänzte Jan, „der regte an, Schweigende mit Beugehaft zum Reden zu zwingen.“

„Mal sehen, was sich morgen in Bonn abspielt“, sagte Egon. „Dort tagt seit letzter Woche der Untersuchungsausschuß ‚DDR-Vermögen‘, der sich insbesondere mit dem Bremer Vulkan befaßt. Der erste Zeuge war Bremens Leitender Oberstaatsanwalt, Jan Frischmuth. Der sagte, es lägen inzwischen mehr als 30 Anzeigen gegen den Vulkan vor. Mit Hilfe des Bundeskriminalamtes werde zur Zeit gegen acht Beschuldigte wegen des Vorwurfs der Untreue ermittelt. Die MTW-Werft und die

Volkswerft Stralsund haben durch die Vulkan-Pleite einen Schaden von rund 853 Millionen Mark erlitten, und dieses Geld ist endgültig weg.“

Einige Tage später berichtete Egon: „Hennemann hat vor dem 2. Untersuchungsausschuß ‚DDR-Vermögen‘ in Bonn, der sich mit dem Bremer Vulkan befaßt, sein Schweigen gebrochen. Hatte er hier in Bremen noch hartnäckig jede Aussage verweigert, so plauderte er in Bonn ohne Bedenken und Hemmungen los. Er drehte den Spieß um und sagte: In der Hennemann-Ära ist der Vulkan sachgerecht und mit ausreichender Kompetenz geführt worden. Der Vulkan war ein kerngesundes Unternehmen, gekillt haben es die anderen. So, als hätte er die Wahrheit gepachtet, trat er ausschweifend und selbstgerecht auf. Sie *sind völlig falsch informiert*, hielt er dem Vorsitzenden des Ausschusses vor und bedauerte, *der Vulkan hat keine Stimme mehr, denn er ist tot*. Er berichtete, der Konzern habe Großartiges geschaffen und Teile der Ostseeküste vor dem Nichts bewahrt. Natürlich waren die Treuhand-Milliarden dabei für Hennemann eine schmückende Beigabe, und so sagte er: *Geld ist eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung. Know-how ist das Entscheidende. Die Ost-Werften hatten ohne den Vulkan keine Chance.*“

„Das war wohl umgekehrt“, sagte Frieda. „Der Vulkan hatte ohne die Milliarden der Ost-Werften keine Chance.“

„Hennemann sieht das alles anders“, fuhr Egon fort. „Gegen die Treuhand-Nachfolgerin BvS erhob er schwere Vorwürfe und sagte, daß die BvS mit ihrem Verhalten wichtige Teile der Privatisierungsverträge für die Ost-Werften verletzt habe und so zum Untergang des Vulkan-Konzerns wesentlich beitrug.“

Jan und Frieda schüttelten ungläubig den Kopf, und auch Bello und ich sahen uns erstaunt an.

„Aber das war noch nicht alles“, sagte Egon. „Hennemann redete sich so in Rage, daß er auf seine Anschuldigungen noch einen draufsetzte und weiter behauptete, die BvS sei ein unzuverlässiger, ja gefährlicher Partner gewesen und lüge zudem. Sie treffe eine Mitschuld an der Vernichtung von 10.000 Arbeitsplätzen und der Zerstörung von Aktionärsvermögen über einer Milliarde Mark. Hennemann ließ ein wahres Bombardement an Vorwürfen gegen die BvS los. Natürlich bestritt er, Ost-Subventionen ungerecht und zweckwidrig eingesetzt zu haben. Der Vulkan, so Hennemann, habe für seine Töchter in Mecklenburg-Vorpommern alle vertraglichen Verpflichtungen erfüllt und das manchmal auch weit über das Nötige hinaus. Bis Ende 1995 seien alle von der Treuhand freigegebenen Mittel auch investiert worden.“

„Nur nicht da, wo sie sollten“, bemerkte Frieda abschließend.

Ende April, da besprachen Jan, Frieda und Egon mal wieder die Presseveröffentlichungen über den Vulkan.

„Die Ermittlungen in Sachen Vulkan kommen gut voran, heißt es“, sagte Jan. „Die Staatsanwaltschaft prüft rund 30 Nebenverfahren.“

„Hier steht“, sagte Egon, „die staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsunterlagen bilden für die Mitglieder der drei Vulkan-Untersuchungsausschüsse, die derzeit in Bremen, Bonn und Schwerin tagen, wesentliches und begehrtes Informationsmaterial. Allerdings sind diese Informationen für den nichtöffentlichen Gebrauch bestimmt. Das heißt, die Ausschußmitglieder, die Kenntnisse über die staatsanwaltschaftlichen Ermittlungen durch irgendwelche Hintertüren erlangt haben, dürfen sich in öffentlichen Sitzungen auch nicht andeutungsweise darauf berufen, da diese Papiere eben sehr vertraulich behandelt werden sollen.“

„Was soll damit bezweckt werden?“ fragte Frieda.

„Ja“, antwortete Egon gedehnt, „da versucht wird, den Untersuchungsausschußmitgliedern vertrauliche Unterlagen vorzuenthalten, ist das wohl ein Versuch, die Ausschußarbeit zu erschweren und kaputtzumachen. Aber fragt mich nicht, warum den Untersuchungsausschußmitgliedern solche Knüppel zwischen die Beine geworfen werden.“

„Drei Wirtschaftsprüfer des Bundeskriminalamtes sind seit knapp einem Jahr damit beschäftigt, die verschlungenen Liquiditätspfade im Vulkanverbund aufzuspüren“, sagte Jan. „An die 20 Zeugen wurden vernommen und rund 30 Durchsuchungsbeschlüsse vollstreckt. Gegen die vier ehemaligen Vulkan-Manager Hennemann, Smidt, Schnüttgen und Zinken sowie vier ehemalige Ost-Geschäftsführer wurde von der Treuhand-Nachfolgerin BvS der Vorwurf erhoben, gemeinschaftlich die Vermögensbetreuungspflicht verletzt zu haben und dadurch den Ost-Werften einen Schaden von 854 Millionen Mark zugefügt zu haben. Hatte der Vulkan doch knapp 1,3 Milliarden Mark für die Übernahme der modernisierungsbedürftigen Schiffbaubetriebe kassiert.“

„Die wollen jetzt also feststellen, wann und wo die Ost-Mittel vom Vulkan verfrühstückt wurden“, stellte Egon fest.

„Es wird gegenwärtig geprüft“, sagte Jan, „ob der Kreis der Beschuldigten noch ausgeweitet werden muß. Bis zum Ende des Jahres sollen die Ermittlungen endgültig abgeschlossen sein.“

„Eine Anzeige liegt vor“, sagte Egon, „da wird dem letzten Vulkan-Vorstandschef Wagner vorgeworfen, die Aktionäre nach dem Vorbild der sowjetischen Besatzungsmacht entschädigungslos enteignet zu haben. Doch diese Anzeige wiesen die Behörden als polemisch und haltlos zurück.“

Jan berichtete weiter: „Als Hennemann im Knast saß, wurden von einem seiner engsten Mitarbeiter 235.000 Mark auf sein Konto und auf Konten seiner Firmen eingezahlt. Die Justiz konnte die Herkunft des Geldes, das aus einem Schließfach stammen soll, noch nicht klären. Weiter wird Hennemann von der Ermittlungsbehörde verdächtigt, Einkommens- und Vermögenssteuer in noch unbekannter Höhe hinterzogen zu haben.“

„Wagner und dem letzten Aufsichtsratschef Brahms wird vorgeworfen, das Vermögen des Vulkan geschädigt zu haben“, sagte Egon. „Der Hintergrund sind Spekulationen, Vorstandschef Wagner habe sich vor Amtsantritt eine Abfindung von 10 Millionen Mark für den Fall versprechen lassen, daß der Vulkan Pleite mache. Zu Lasten des Konzerns soll die Summe auf ein Treuhandkonto überwiesen worden sein. Die Ermittlungen dauern an, und Wagner bestreitet die Vorwürfe.“

„Ein Aktionär“, berichtete Jan, „regte sich darüber auf, daß die Ost-Werften für eine Mark an Mecklenburg-Vorpommern und die BvS verkauft wurden. Denn dadurch sei sein ihm gehörender Teil abhanden gekommen. Allerdings heißt es, daß die Forderungen der Ost-Werften an den Vulkan damit nicht erledigt sind.“

„Zu den Aktionären kann ich auch noch etwas sagen“, sagte Frieda. „Zwei von denen waren durch die positiven Gewinnaussichten im Vulkan-Zwischenbericht so beeindruckt, daß sie sich entschieden, von September 1995 bis Januar 1996 Aktien im Wert von 57.000 Mark zu kaufen. Sie hatten fest Hennemanns überzeugend klingenden Worten geglaubt, daß der Kauf von Vulkan-Aktien eine gute Geldanlage und Geldvermehrung sei. Im Februar waren die Papiere fast wertlos. Die beiden Anleger fühlten sich betrogen und erstatteten Anzeige gegen den Aufsichtsrat und den Vorstand.“

„In einer weiteren Anzeige“, sagte Egon, „wird dem Vorstand vorgeworfen, keine außerordentliche Hauptversammlung einberufen zu haben, obwohl mehr als die Hälfte des Grundkapitals verlorengegangen war.“

Frieda erzählte: „Um den Neubauftrag einer tunesischen Reederei über zwei Fähren zu ergattern, haben zwei Geschäftsführer der früheren Vulkan-Tochter Schichau-Seebeck Schmiergelder in Höhe von 20 Millionen Mark gezahlt. Teilbeträge davon sollen privat abgezweigt worden sein.“

„Gegen den Konkursverwalter Wellensiek existiert auch eine anonyme Anzeige“, sagte Jan. „Zur zeitweiligen Rettung von Arbeitsplätzen ließ Wellensiek noch zwei Containerschiffe bauen. Dabei soll er einen Überschuß von 20 Millionen Mark aus Schiffsablieferungen verwendet haben, um die Verluste abdecken zu können. Der anonyme Anzeigenerstatter stellt die Frage, ob die 20 Millionen Mark Überschuß nicht den Gläubigern gehören.“

„So ein Feigling“, sagte Frieda, „offen mag er sich zu seiner Geldgier nicht bekennen.“

„Klartext hat das ehemalige Aufsichtsratsmitglied, der Bremer Rechtsanwalt Joachim Theye gesprochen“, sagte Egon. „Der Mann, der die Kirch-Gruppe vertritt, bei Sat 1 und beim Springer-Verlag im Aufsichtsrat sitzt, ließ keinen Zweifel daran, daß er Hennemann in den letzten Jahren nicht mehr für fähig hielt, den Vulkan-Konzern zu lenken. Theye berichtete, daß er ein Jahr nach seinem Einstieg ins Kontrollgremium, der Mitte 1993 erfolgte, begonnen habe, auch über die Rolle des Vorstandschefs Hennemann nachzudenken.“

„Doch mal wieder einer aus dem Vorstand, der sich kritische Gedanken über Hennemann gemacht hat und ihm nicht treu ergeben war“, meinte Frieda.

Egon berichtete weiter: „Theye schilderte Hennemann als hochintelligenten Kerl, der keine Geschäfte machen konnte, und sagte: *Hennemann wußte von mir, daß ich der Meinung war, er müsse abgelöst werden.* Zwar hatte er ihn nicht direkt darauf angesprochen, aber Hennemann hätte aus den Gesprächen herausgefunden, wie er über ihn dachte. Weiter sagte Theye: *Ich bin angetreten, weil der Vulkan ein hochkompliziertes Unternehmen war; ich bin davon ausgegangen, daß es sehr krank, aber rettbar ist.* Doch damals ahnte er noch nicht, daß *so fanatische Strukturorgien gefeiert werden, und nie über Aufträge geredet wurde.* Die Ratssitzungen hätten sieben bis acht Stunden gedauert und vier seien mit *nutzlosem Gerede* vergeudet worden.“

Auch als Hennemann Mitte 1995 vor der Hauptversammlung den Eindruck erweckte, daß der Schiffbau Gewinn bringe, und Dividendenversprechungen abgab, war für Theye vollkommen klar, daß dies nicht stimmte, sondern im Schiffbau Verluste produziert wurden. Mit großem Interesse registrierte der Untersuchungsausschuß die Äußerungen von Theye über das brisante Verhältnis zwischen Vulkan und Senat. Bei Aufsichtsratsentscheidungen *ist gar nichts ohne Klaus Wedemeier gegangen*, sagte Theye.“

Jan ergänzte Egon in seinen Ausführungen und sagte: „In dieser Sitzung sagte auch das Vorstandsmitglied der Dresdner Bank, Bernd W. Voss als Zeuge aus. Zur Managementschwäche auf erster und zweiter Ebene im Vulkan äußerte er: *In diesem Ausmaß habe ich sie nicht erahnt*. Voss sah es als Phänomen an, daß Hennemann. von allen Aktionären am Ende seiner Rede Beifall erhielt, obwohl seine Zahlen nicht die besten waren. *Er verstand es, alle Aktionäre einzuwickeln*.“

„Es soll ja immer noch Leute geben, die Hennemanns Worten Glauben schenken und ihn für den großen Köhner halten, der von den Banken gestürzt wurde“, sagte Frieda. „Und hätten ihn die Banken nicht abgesetzt, dann stände der Vulkan besser denn je da“, ergänzte Egon ironisch. „Nur die Banken sind an diesem Dilemma schuld!“

„Sicherlich haben auch die Banken an diesem Desaster schuld“, sagte Jan. „So sollen noch viele Zeugen zur Wahrheitsfindung beim Vulkan-Konkurs gehört werden. Der Untersuchungsausschuß wird noch sehr viel Zeit für seine Zeugenbefragungen brauchen und nicht immer, wie auch schon bisher, eine ehrliche Antwort erhalten. Doch im letzten Akt den großen Knüller, die einfache Lösung aller Rätsel, wie in einem Theaterstück, den wird es nicht geben.“

„Aber die letzten Berichte im Wirtschaftsteil der Zeitungen lauten, daß die Spekulanten mit den Vulkan-Aktien jetzt richtig Geld machen“, sagte Frieda.

„Das stimmt“, gab ihr Egon recht. „Es geht das Gerücht um, daß ein bedeutender deutscher Industrie- und Telekommunikationskonzern sowie ein Energieversorgungsunternehmen sich bemühen, den in Konkurs gegangenen Vulkan-Konzern zu übernehmen.“

„Bin ich naiv“, fragte Frieda, „wenn ich glaube, daß diese Konzerne den Vulkan übernehmen wollen, um damit Tausende von Arbeitsplätzen zu retten?“

„Ja, Frieda“, sagte Egon, „wer das glaubt, daß diese Großkonzerne den Vulkan übernehmen würden, um die Arbeitsplätze zu sichern, der ist sehr naiv. Schließlich herrscht bei uns Kapitalismus pur! Das heißt, diese Konzerne sind an dem Milliarden-Verlustvortrag des einstigen Werftenkonzerns interessiert, mit dem sie ihre Steuerschuld mindern könnten. Dadurch kommt weniger Geld, sprich Steuergelder, in die Öffentlichen Kassen für Schulen, Kindergärten und ähnliches. Es gibt Manager, die sagen, Steuern zahlen nur die Dummen, und zu denen gehören Jan und ich.“

„Demnächst zahlst du allein“, sagte Jan. „Als Arbeitsloser gehöre ich dann auch nicht mehr zu den Steuerzahlern.“

„Jedenfalls“, fuhr Egon fort, „hat der Konkursverwalter des Vulkan bestätigt, daß eine Firma sich in dieser Angelegenheit schon beim Finanzsenator gemeldet hat. Nun wollen alle den großen Reibach machen. So sind an der Börse in dieser Woche wieder riesige Umsätze mit Vulkan-Aktien getätigt worden. Der Kurs für das 50-Mark-Papier kletterte von 2,41 Mark auf 3,30 Mark. Das sind mal eben 37 Prozent Gewinn. Wo sonst wird einem so etwas geboten?“

Einige Tage später, die Vulkan-Aktien sprangen auf und ab, streunte ich durch die Gärten der Nachbarschaft, um nach dem rechten zu sehen. Als ich am frühen Abend zurückkam, begrüßte Bello mich mit den Worten: „Garfield, der Kater aus der Brauerei, war heute hier. Mit einem Pferdegespann voller Bierfässer kam er angereist und suchte dich.“

Ich schrak zusammen - was wollte der denn von mir?

Bello bemerkte meinen Schreck. „Du brauchst keine Angst zu haben“, sprach er beruhigend auf mich ein. „Deine Schwestern Gaby und Babsy haben ihn geschickt. Sie lassen dir ausrichten, daß morgen ein Feiertag ist, der 1. Mai, der Tag der Arbeit und euer 4. Geburtstag. Da möchte Pia, eure alte Mutter, euch noch einmal sehen. Ihr sollt sie morgen besuchen, sie lebt immer noch auf dem Vulkan-Gelände. Von Peter, eurem Vater, der ins Ausland gegangen ist, hat sie nie wieder etwas gehört.“

„Wie sollen wir denn dort hinkommen?“ fragte ich.

„Ihr trefft euch am Martinianleger, den Weg kennst du ja von deinen Ausflügen zum Schnoor. Dort warten Gaby und Babsy auf dich. Mit dem Schiff soll es dann die Weser runtergehen.“

Ich erinnerte mich, im letzten Jahr am 1. Mai wurde beim Vulkan der Anschlußkonkurs gemeldet, und nun sollte es endgültig aus sein. Mit Bello ging ich ins Wohnzimmer. Egon mit seiner Freundin war da. Sie hatten sich feingemacht. Mit Jan und Frieda wollten sie gemeinsam im Vereinsheim vom Kleingartenverein in den Mai tanzen. Nun warteten sie auf das Taxi, das sie abholen sollte.

„Na, Max, du alter Streuner“, wurde ich von Egon begrüßt, und Bello bekam auch einen freundschaftlichen Klaps ab.

Dann sagte Egon zu Jan und Frieda: „Habe gerade gehört, daß der Hennemann-Nachfolger Wagner für seine kurze Tätigkeit 6 Millionen Mark Abfindung erhält.“

„Und die Werftarbeiter gehen alle leer aus“, ergänzte Frieda. „Doch damit nicht genug“, berichtete Egon weiter, „der Staranwalt und Konkursverwalter Jobst Wellensiek, der es schaffte, die Produktion auch im Konkurs in Gang zu halten, *so verkaufe ich Schiffe statt Schrott* war seine Aussage, erhält für seine Bemühungen ein Honorar von 20 Millionen.“

„20 Millionen!“ staunte Frieda.

„20 Millionen!“ bestätigte Egon noch mal. „Schließlich hat der Mann einen großen Mitarbeiterstab, die wollen auch alle bezahlt werden.“

„Wie werden solch hohe Gebühren eigentlich berechnet?“ wollte Frieda wissen.

„Da gibt es eine alte Honorarordnung“, antwortete Egon, „die nennt zwar Einkommenssätze, die sich meist nach dem verbliebenen Firmenvermögen richten, aber oft werden die Einkünfte mit dem Konkursrichter frei ausgehandelt und diskret verschwiegen. So sagte Ernst Schwanhold, wirtschaftspolitischer Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion, die Honorarordnung sei eine Lizenz zum Gelddrucken.“

„Lizenz zum Gelddrucken ist gut“, sagte Jan, „wo wir noch letzte Woche über die Vulkan-Aktien gesprochen hatten. Es ist ein Stück aus dem Tollhaus und könnte in André Kostolany's Buch ‚Wunderland von Geld und Börse‘ unter der Überschrift stehen: Wie man mit Milliardenverlusten an der Börse reich werden kann. Der Bremer Vulkan speit Geld.“

„Was ist da denn jetzt wieder gelaufen?“ wollte Egon wissen. „Es gab bei den Vulkan-Aktien gigantische Kursexplosionen um mehrere hundert Prozent. Der Aktienkurs dieses Pleite-Unternehmens wurde auf ungeahnte Höhen katapultiert. Massive Kauforders überschwemmen den Markt.“

„Das heißt“, stellte Egon fest, „die Stunde der Mitläufer hat geschlagen.“

„Du sagst es“, „bestätigte Jan. „Am Montag und am Dienstag gab es die ungewöhnlich hohen Umsätze von täglich über einer Million Vulkan-Aktien, und heute kannte die Kaufwut kein Ende. Fünf Millionen Vulkan-Aktien wurden heute umgesetzt. So sprang der Kurs, der schon einmal ein Tief von 1,50 Mark erreicht hatte, innerhalb weniger Tage auf 9,90 Mark. Die Käufer spekulieren auf einen weiter steigenden Kurs.“

„Die Ernüchterung kommt vielleicht schon nächste Woche, wenn der Kurs wieder in den Keller stürzt“, bemerkte Egon sarkastisch.

„Vielleicht“, gab ihm Jan recht. „Die Käufer gehen davon aus, daß die ins Gespräch gebrachten Konzerne Thyssen und Veba Vulkan-Aktien auch über die Börse kaufen und damit die Kurse weiter nach oben treiben.“

„Veba?“ fragte Frieda. „Das ist doch der Konzern, für den sich unser ehemaliger Bürgermeister Wedemeier so intensiv eingesetzt hat, damit die Veba-Leute einen Teil unserer Bremer Stadtwerke günstig kaufen konnten.“

„Richtig!“ bestätigte Egon. „Das ist der Laden, an den Wedemeier unser Bremer Tafelsilber verscherbelt hat und daraufhin bei denen einen gut bezahlten Posten als Frühstücksdirektor erhielt.“

„Generalmanager“, korrigierte ihn Frieda mit ironischer Stimme.

„Generalmanager Dr. Wedemeier?“ fragte Jan. „Das ist doch der, der einen bei uns nicht gültigen Dr. h.c. aus Amerika erhalten hat.“

Gerade wollte Egon auch darauf antworten, da hörten wir vor dem Haus ein Auto laut hupen.

„Mein Kollege ist da“, rief er frohgelaunt, „laßt ans gehen, heute wird geschwoft.“

„Hallo Max!“ wurde ich am nächsten Morgen am Martinianleger von meinen Schwestern begrüßt. Sie saßen oben auf der Klinkermauer an der Martinikirche und wärmten sich in der Morgensonne.

Hinter dieser Klinkermauer, im Garten vom alten Pfarrhaus, ließ sich von 1838 bis 1841 der berühmteste Mann, der je in Bremen wohnte, beim Briefeschreiben auch die Morgensonne auf den Rücken scheinen. Es war Friedrich Engels, Mitbegründer des Marxismus, der eine Kaufmannslehre in Bremen absolvierte und Logiergast bei Pastor Treviranus war. Als er im März 1841 Bremen verließ, schrieb er: „Ich danke Gott, daß ich nun dies langweilige Nest verlasse. . .“

Freudig balgten wir uns zur Begrüßung auf der Mauer und liefen dann die Gangway zum Schiff hinunter. Im Schiff ging es im Treppenhaus auf das obere Deck. Von hier sprangen wir auf ein Dach, dann folgte ein weiteres Dach. Es war das Dach vom Steuermannshaus. Unter uns befand sich die Kapitänsbrücke. Hier oben konnten wir uns ungestört sonnen. Bald darauf legte das Schiff voll besetzt mit fröhlichen Ausflüglern ab. Es kam die erste Brücke, wir zogen unsere Köpfe ein. Gerade paßten wir noch drunter durch. Zur rechten Seite oder wie es in der Seemannssprache heißt, steuerbord, lag die Stephanikirche und gegenüber, backbord, die große Brauerei. Am Ufer war der Pferdestall zu sehen, und oben auf dem Dachfirst vom Pferdestall lag Garfield in der Morgensonne. Er winkte ans zu, und wir winkten zurück. Hinter ans lag die Silhouette der schönen Altstadt von Bremen mit ihren Kirchtürmen. Es folgten auf der Steuerbordseite die leeren Häfen, das brachliegende Gelände der ehemaligen AG „Weser“, die beinahe stillgelegte ehemalige Klöckner-Hütte, die jetzt Bremer Stahlwerke hieß, und backbord das Flugzeugwartungswerk in Lemwerder, das auch einmal geschlossen werden sollte. Vor uns, steuerbord, war schon der große Bockkran der Vulkan-Werft zu sehen, und bald darauf legte das Schiff in Vegesack an. So schnell wie wir vorher auf das Schiff gestürzt waren, so schnell liefen wir jetzt den gleichen Weg wieder zurück und dann die Gangway rauf. Heute abend sollte es wieder zurückgehen. Aber jetzt wartete unsere alte Mutter auf uns. Wir liefen an der Weser entlang zum Werftgelände und kletterten über die hohe Mauer, die das Areal einzäunte.

Es war der 1. Mai, die Arbeit ruhte, die Werftarbeiter demonstrierten auf den Straßen für ihre Rechte. Kein dröhnendes Hämmern, kein Zischen von Schweißgeräten. Keine Kräne, die millimetergenau riesige Stahlplatten in den Schiffsrumpf einfügten. Es war absolute Ruhe auf dem Werftgelände. So wird es demnächst für immer sein. Genauso wie auf dem Betriebsgelände der AG „Weser“ schon seit 14 Jahren. Nie wieder Schiffstufen mit Sirenengeheul vor einem begeisterten Publikum und anschließender Feier der Geschäftsleitung mit dem Reeder. Alles war vorbei! Nur die Erinnerung an die Tage des Großschiffbaues in Bremen blieb und würde im Laufe der Zeit auch verblassen.

Auf einer Abschlußveranstaltung vor dem Werkstor nach ihrer allerletzten Schicht werden demnächst die Schiffbauer symbolisch ihr Werkzeug an den Nagel hängen, und kein Politiker wird sich auf dieser ‚Trauerfeier‘ blicken lassen.

Von der Weser wehte eine frische Brise herauf, wir drei rückten näher zusammen, und ich sagte zu meinen Schwestern: „Es ist kälter in Deutschland geworden.“